

Ein Leben für den Wald
und die Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft – ANW
in bewegten Zeiten

von Dr. Willy Wobst

Vorbemerkung

Der folgende Bericht wurde von meinem Vater Willy Wobst etwa 1975, also wenige Jahre vor seinem Tode, als eine Art Rückblick auf sein dem Walde gewidmetes Leben niedergeschrieben. An eine Veröffentlichung hatte er dabei offensichtlich nicht gedacht. Deshalb schlummerte der sehr persönliche und von mancherlei Ärger über unerfreuliche Entwicklungen und Begegnungen geprägte Bericht in Gestalt eines vom Autor auf seiner alten Schreibmaschine geschriebenen Manuskripts und eines Durchschlags bisher im Schoße der Familie Wobst. Meinem Schwager Dr. Hansjürgen Hasenkamp kam die Schrift Ende des Jahres 2008 erneut in die Hände und dabei die Idee, den Bericht doch der Nachwelt zu erhalten.

Gemeinsam kamen wir zu dem Schluss, dass der Bericht, zwar überarbeitet und gekürzt, als ein authentischer Beitrag zu der im Entstehen begriffenen „Geschichte der Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft“ dienen könne. Den Part der Überarbeitung habe ich gern übernommen und dabei stets versucht, möglichst weitgehend den "Originalton Willy Wobst“ zu erhalten.

Der Bericht war von W. Wobst, wohl eher als Arbeitstitel, mit „32 Jahre Waldbau“ überschrieben. Ich habe – siehe oben – einen griffigeren Titel gewählt.

Bad Gandersheim, im Dezember 2009

Dr. Hermann Wobst

Zum besseren Verständnis für jüngere Leserinnen und Leser seien kurz einige Lebensdaten von Willy Wobst vorausgeschickt.

Geb. 10. 10. 1897 in Mahlitzsch/Kr. Döbeln, gest. 09. 05. 1978 in Bad Gandersheim. Typische Förstersohnjugend mit drei Brüdern führte zu frühem Zugang zu Natur, Wald, Jagd und Fischerei.

Volksschule in Niederstrieigis 1904 – 1908. Nach Notabitur am Kgl. Realgymnasium Döbeln 1916 als Kriegsfreiwilliger im 1. Weltkrieg. Im Januar 1919 Entlassung aus dem Heer als Leutnant und Kompanieführer. Anschließend Studium der Forstwissenschaft an der Forstlichen Hochschule Tharandt. Diplomexamen 1922, Staatsexamen 1924. Nach Übernahme als sächsischer Forstassessor bis 1931 tätig als Forsteinrichter und Standorterkunder. Enge Zusammenarbeit mit Prof. Dr. G.A. Krauß auf dem noch jungen Felde der forstlichen Standortlehre und Bodenkunde mündete 1932 in eine Promotion zum Dr. Ing an der TH Dresden.

1931 Leiter des Forstamts Hinterhermsdorf/Sächsische Schweiz, das 1937 eines der sächsischen Versuchsforstämter für „naturgemäße Waldwirtschaft“ wurde. Diese erste Erfolge zeigende Tätigkeit fand 1943 ein jähes Ende. W. Wobst wurde wegen seiner energischen Gegenwehr vom NS-Gauleiter, dessen jagdliche Übergriffe den begonnenen Waldumbau gefährdeten, „entlassen“ (= binnen acht Tagen des Landes Sachsen verwiesen). Im Braunschweigischen Forstamt Seesen II – später umbenannt in Forstamt Stauffenburg – erhielt W. Wobst eine zweite Chance. Von 1943 - 1962 legte er hier den Grund für einen neuen Beispielbetrieb für naturgemäße Waldwirtschaft.

An der Gründung der „Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW)“ im Mai 1950 und der Formulierung ihrer Grundsätze war er maßgeblich beteiligt und von 1954 – 1971 ihr Vorsitzender.

In der nach Gründung der ANW entbrennenden Diskussion um das Für und Wider dieser Wirtschaftsweise war W. Wobst ein unermüdlicher Streiter in Wort und Schrift; 67 Veröffentlichungen, ungezählte Vorträge und Führungen im Walde bezeugen dies.

Am Ende seiner Dienstzeit wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet. Zu seinem „100. Geburtstag“ wurde ihm zu Ehren im sogenannten „Landteil“ seines ehemaligen Forstamts von der ANW und der Niedersächsischen Landesforstverwaltung ein Gedenkstein errichtet. Im Jahre 1997 wurde er in das Braunschweigische Biographische Lexikon bemerkenswerter Persönlichkeiten des 19./20. Jahrhunderts aufgenommen. Der „Landteil“, eine separat liegende 800 ha große Staatswaldfläche, 1947 W. Wobst als erstes Versuchsobjekt für naturgemäße Waldwirtschaft zugestanden, wurde 2008 von „Pro Silva Europa“ als europaweiter Beispielbetrieb anerkannt.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorbemerkung	1
Lebensdaten Dr. Willy Wobst	2
Jugend – Studium – Referendarzeit	4
Das Umlernen beginnt - Dienst am Forsteinrichtungsamt - Arbeitsgemeinschaft (AG) Krauß	5
<u>Mein erstes Forstamt – Hinterhermsdorf</u>	7
Allgemeine Beschreibung	
Vorgeschichte und bisherige Wirtschaftsweise	8
Eigene Arbeit	9
Meine Mitarbeiter	10
Versuchsforstamt für naturgemäße Waldwirtschaft	10
Das unerwartete Ende	12
<u>Mein zweites Forstamt – Seesen II (später Stauffenburg)</u>	
Bisherige Wirtschaft – Zustand 1943 – Personal	13
Eigene Arbeit 1943 – 1945	13
Die jagdlichen Verhältnisse im Harz	15
Nach dem Kriegsende 1945 - 1950	15
Die Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW)	18
Die weitere Arbeit im Forstamt	19
Eintritt in den Ruhestand	21
<u>Gelerntes, Erlebtes, Erfahrungen</u>	23
Die räumliche Ordnung im Walde	23
Organische Ordnung im Walde	24
Der Holzvorrat als Produktionsapparat und seine Leistung	27
Die Nutzungsgrundsätze	29
Waldbauliche Arbeit und Forstorganisation	31
Zur Technik im Walde	32
Aus- und Fortbildung der Forstleute	32
Wald und Wild	33
Aufgabe und Verantwortung des Forstmannes	34
Schlusswort	35
<u>Anhang</u>	
Schriftenverzeichnis Dr. Willy Wobst	36

Ein Leben für den Wald und die ANW

Gegen Ende meiner aktiven Dienstzeit bin ich oft von Besuchern im Walde gefragt worden, wie ich, der beim Studium in Tharandt bis zum Staatsexamen zur in Sachsen herrschenden Kahlschlagwirtschaft erzogen wurde, zu meiner Ablehnung dieser Lehren und Verfahren gekommen und zum Apostel des ungleichaltrigen Mischwaldes und naturgemäßer Waldwirtschaft geworden sei. Da es vielen meiner Mitstreiter ähnlich gegangen ist, ist mein im folgenden geschilderter Weg vielleicht symptomatisch und nicht uninteressant.

Jugend – Studium- Referendarzeit

Meine Jugend habe ich im väterlichen Forsthaus und Wald mit angeschlossenem, reich besetzten großen Niederwildrevier verbracht. Dadurch stand für mich frühzeitig fest, dass ich Forstmann werden wollte. Nach Notabitur und Kriegsdienst 1916-1918 (fast ausschließlich an Brennpunkten der Westfront – Somme, Flandern, Verdun) begann ich das Studium an der damaligen Forstakademie Tharandt.

Hier lehrte damals ein überaltertes Professorenkollegium, das ohne Ausnahme die Prinzipien der Kahlschlagwirtschaft mit Monokultur vertrat, sowohl in Waldbau und Forsteinrichtung als auch in forstlicher „Statik“ und Bodenreinertragslehre.

Mit diesem „Rüstzeug“ trat ich nach dem Studium die Referendarszeit an. Hier verbrachte ich ein Jahr lang in zwei Forstämtern und ein weiteres Jahr in der Forsteinrichtung. Es gab damals für die sächsischen Referendare weder eine „Reisezeit“ noch eine „Regierungszeit“, sodass wir zum Staatsexamen von außer-sächsischen Wald- und Standortsverhältnissen und Betriebsverfahren aus eigener Anschauung kaum etwas wussten.

Am Ende meiner Studienzeit trat Prof. Dr. A. MÖLLER / Eberswalde mit seiner „Dauerwald-Idee“ an die forstliche Öffentlichkeit. Ich kannte Bärenthoren nicht, konnte mir aber nicht vorstellen, dass das, was Herr von Kalisch im dortigen Kiefernwald mit Einzelstammnutzung und offensichtlich erfolgreicher Kiefernaturverjüngung praktizierte, auch für den sächsischen Fichtenwald – schon aus Gründen der Betriebssicherheit – in Frage kommen könnte. Konnte man es nicht auch als Dauerwald bezeichnen, wenn nur jede Kahlfäche sogleich wieder bepflanzt wurde ?

Im dann folgenden Meinungsstreit um die Möller'sche Dauerwaldidee weckten die gegensätzlichen Beurteilungen von E. WIEDEMANN (contra) und H. KRUTZSCH (pro) erste Zweifel in mir, ob nicht doch etwas Wahres an dieser Idee sei. Diese Skepsis blieb auch bestehen, obwohl ich bei der Tagung des Deutschen Forstvereins in Salzburg 1925 das „feierliche Begräbnis“ des „Dauerwalddrummels“ durch Wiedemann und DENGLER persönlich erlebte. Ich fand immerhin, dass Krutzsch das umfassendere und exaktere Material vorgelegt hatte.

Das Umlernen beginnt – Dienst am Forsteinrichtungsamt – AG Krauß

Dennoch war es wohl nicht verwunderlich, dass ich nach dem (mit „sehr gut“ bestandenen) Staatsexamen und Einstellung beim Forsteinrichtungsamt an den Betriebswerken zunächst ganz im Sinne des an der Hochschule Gelernten mitarbeitete und später als „Stationschef“ solche selbst erstellte. Aber langsam wuchsen Zweifel an der Richtigkeit des sächsischen Waldbauverfahrens, - z. B. wenn sich bei den statistischen Ertragsnachweisen ergab, dass von einer reinen Fichtengeneration zur nächsten die Erträge erheblich sanken, oder wenn in den Wäldern die ungenügende Betriebssicherheit nicht zu übersehen war : Kalamitäten aller Art wie etwa die im Erzgebirge häufigen Südost-Stürme, die die offenen Flanken der Ost-West orientierten Hiebszüge trafen, die ebenso häufigen Schnee- und Eisbrüche, nicht nur in Stangenhölzern, sondern gerade auch an den Schlagfronten, oder die latenten Schäden durch den Rüsselkäfer (das geradezu legitime Kind des Kahlschlags !) und andere periodisch auftretende Schäden durch Nonne, Borkenkäfer u.a.m..

Schlagartig klar wurde schließlich das Fiasko durch die drastische Herabsetzung des jährlichen Hiebssatzes der Staatsforsten von 700.000 auf 500.000 Fm im Jahre 1925. Mit dem neuen Landforstmeister BERNHARD, den dieser mutige aber unumgängliche Entschluss bald die Stellung kostete, begann langsam ein neuer Wind zu wehen. Zwar hatten schon deutlich früher einige Forstamtsleiter Bedenken gegen das System erhoben, aber nur wenig Gehör gefunden. Immerhin hatte es in einigen Erzgebirgsrevieren – auf allerdings sehr gut wasserversorgten Standorten – erfolgreiche Versuche mit natürlicher Verjüngung der Fichte gegeben. Nun sollte das reiche Fichten-Samenjahr 1924 zu umfangreichen Versuchen mit Naturverjüngung genutzt werden. Diese scheiterten weitgehend daran, dass sie an östlichen Hiebfronten, die ja die Regel waren, nach Auflockerung des Altbestandes und Bodenbearbeitung erfolgten. Obwohl zunächst ganz gut aufgelaufen, sind die Verjüngungen zum größten Teil nach und nach wieder vergangen, hauptsächlich wohl infolge ständiger trockener Ostwinde, sicher auch durch Beteiligung des Wildes. Erfolgreicher war dagegen schon, dass weiter im Bestandesinneren in kleinen Zäunen die Buche wieder eingebracht wurde. Das war nicht viel, aber ein Anfang zur Abkehr von der Monokultur. Am Prinzip der schematischen räumlichen Ordnung – Hiebszugsystem – wurde aber noch nichts geändert. Nur die Bindung des Wirtschafters an eng begrenzte Endnutzungsflächen wurde gelockert.

In Tharandt brachten drei kurz nacheinander berufene Professoren – RÖHRL (Forsteinrichtung), E. MÜNCH (Botanik) und G. A. KRAUSS (Bodenkunde und Standortslehre) frischen Wind in die forstliche Ausbildung. Für mich persönlich und für meine forstliche Fortbildung trat damit eine ganz entscheidende Wendung ein. Prof. Krauß hatte den Auftrag erhalten, die Boden- und Standortsverhältnisse des sächsischen Staatswaldes zu erkunden, Standortsformen und -einheiten auszuscheiden und zu kartieren, um der Praxis dringend nötige Unterlagen für ihre waldbauliche Arbeit zu liefern. Zu diesem Zweck wurde ich vom Forsteinrichtungsamt mit meinem Kollegen G. GÄRTNER einer Arbeitsgemeinschaft (AG) mit Prof. Krauß zugeteilt.

Dieser AG habe ich 10 Jahre lang, zuletzt noch als Forstamtsleiter, angehört. Sie wurde in sehr fruchtbarer Weise nach und nach durch weitere Kollegen ergänzt, die sich auf besonderen Feldern spezialisiert hatten (F. HÄRTEL – Geologie, Dr. KÖTZ – Pflanzengeographie, H. SCHANZ - Bodenkunde, K. MÜLLER - Standortkunde).

Später ergab sich enge Zusammenarbeit mit Dr. E. BRÜCKNER von der Versuchsstelle für Standortkunde in Jena. Nicht zu vergessen die wissenschaftlichen Assistenten von Prof. Krauß : Dr. GROSSKOPF (Humusuntersuchungen) und J. DANZL (Mineralbodenanalysen).

Die Arbeitshypothese von G. Krauß ging dahin, dass jede Standortgliederung vom Großen ins Kleine zu gehen habe, dass also in einem Lande zunächst geologisch-großklimatisch bedingte Wuchsbezirke auszuscheiden und dann erst in diesen weitere Untergliederungen vorzunehmen seien. Schon bald nach Übernahme seines Lehrstuhls veröffentlichte er eine solche Wuchsbezirksgliederung für Sachsen (und mit R. Schaber eine weitere für Thüringen). Auf dieser Basis haben wir dann zehn Jahre mit ihm gearbeitet.

Die zahllosen Einzeluntersuchungen kann ich in diesem Zusammenhang nur kurz benennen (Bodeneinschläge mit Profilbeschreibungen, Ausgraben kompakter Bodenprofile, Fotos von der Durchwurzelung verschiedener Baumarten in einzelnen Bodenschichten, Grob- und Feinabsiebungen des Mineralbodens, anschließende Schlämmanalysen, Bestimmung von Humusmengen und Humusformen, Säuregrad und Bodenfeuchtigkeit sowie Mitarbeiten im Institut für Bodenkunde.)

Der Zweck all dieser Arbeiten war, aus den Einzelergebnissen zu einer für die Praxis brauchbaren Gesamtbeurteilung der jeweiligen Standortsform zu gelangen. Dieser Ansatz wurde richtungsweisend auch für spätere Arbeiten in anderen Waldgebieten und ist das besondere Verdienst von G. Krauß.

Noch im Jahre 1926 konnten G. Gärtner und ich an der „Großen Tharandter Forstreise“ zum Thema : Die Hauptholzarten unter günstigen Standortsbedingungen Süddeutschlands teilnehmen. G. Krauß war ein wohl unübertroffener Organisator solcher Studentenreisen. Die 35 Teilnehmer fuhren per Bahn zusammen in einem jeweils im voraus bestellten Wagen der „4. Klasse“, so dass auch während der Fahrten standortkundliche Erläuterungen und Aussprachen möglich waren, - unterstützt durch ein im Wagen angebrachtes geologisches Längsprofil des Reiseweges !

Im Gegensatz zu unseren sächsischen meist sauren und mineralstoffarmen Waldböden, erlebten wir erstmals von der Natur deutlich besser ausgestattete standörtliche Verhältnisse im Hauptmoorwald (FoA Bamberg-Ost), im Sachsenrieder Forst (FoA Sachsenried und Denklingen), im Hochgebirge (FoA Partenkirchen), im Nordschwarzwald (FoA Langenbrand – Führung EBERHARD !) und im Odenwald (Stadt-FoA Heidelberg).

Andere Reisen mit G. Krauß führten mich – im Zusammenhang mit unseren Arbeiten im vogtländischen Schiefergebiet – auf die durch Kahlschlag und Streunutzung schwer devastierten Schieferböden der Oberpfalz (FoA Ebnath, Waldsassen und Kemnath) und in das thüringische Schiefergebiet. Auf eigenen Reisen lernte ich Waldverhältnisse in Österreich und im Spessart kennen. Vom Leiter des FoA Lohr-West ist mir ein Wort in bleibender Erinnerung geblieben: „Die Sonne darf nie auf nackten Waldböden, sondern nur auf Verjüngung scheinen !“

So hatte ich in wenigen Jahren einen für jüngere sächsische Forstleute sicher nicht alltäglichen Ein- und Überblick in verschiedenste Standorts- und Waldverhältnisse gewonnen und die Einsicht, dass man Waldwirtschaft auch nach ganz anderen, naturnäheren Prinzipien treiben konnte. Das ließ mich nach und nach sehr vielen einseitigen Ballast aus meiner Hochschulausbildung abwerfen. Ein solches, fast radikales Umdenken und Umlernen ist keine leichte Sache und fällt sicher umso

schwerer, je älter man vor die Frage gestellt wird. Wer ähnliche Wege gehen musste, wird das bezeugen.

Zu diesem Sinneswandel trug zusätzlich auch sehr wesentlich bei das intensive Studium der forstlichen Klassiker sowie der periodisch erscheinenden Fachpresse.

Mit den im wesentlichen eigenen standortkundlichen Arbeiten im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Krauß wurde ich 1932 – schon als Forstamtsleiter – an der TH Dresden zum Dr. Ing. der Forstwissenschaften promoviert. „Doktorvater“ war natürlich G. Krauß. Aus der zehnjährigen Zusammenarbeit mit ihm entwickelte sich eine lebenslange echte und tiefe Freundschaft. In ihr habe ich fachlich und menschlich unendlich viel gelernt und viele entscheidende Impulse für mein berufliches Wirken bekommen.

Mein erstes Forstamt – Hinterhermsdorf

Allgemeine Beschreibung

So war ich mit einem seit dem Staatsexamen entscheidend gewandelten fachlichen Rüstzeug ausgestattet, als ich am 15. 10. 1931 – mitten in der schweren Wirtschaftskrise – das Forstamt Hinterhermsdorf in der Sächsischen Schweiz übertragen bekam (2.600 ha; 4 Betriebsbezirke mit 3 Forstwarten, 1 Revierförster; 2 Büroangestellte).

Die Standortsverhältnisse in diesem landschaftlich wohl schönsten Forstamt Sachsens, das auf 17 km Länge an die Tschechoslowakei grenzte, waren ziemlich ärmlich. Der bodenbildende Quadersandstein aus der Kreidezeit lieferte extrem kalkarme Sandböden mit wechselndem, meist aber geringem Anteil feinerer Korngrößen. Die sogenannten „Ebenheiten“ (mehr oder weniger ebene, auch größere Flächen zwischen den tief eingeschnittenen Tälern) besaßen jedoch eine - bis dato in ihrer wechselnden Mächtigkeit noch unbekannte - Lößlehmdecke, von der aus auch die Talhänge etwas Lößbeimengung erhalten hatten. Auf meinen Vorschlag wurde die Lößauflage – bis 1 m mächtig – untersucht und die wechselnden Stärken in einer Karte dargestellt. Diese lieferte eine erste Grundlage für die Baumartenwahl und später für mich eine gute Basis für eine Standortkartierung, die ich 1941 anfertigte. Die leistungskräftigsten Standorte des Forstamts bestanden - auf einigen hundert Hektaren - aus Verwitterungsböden des mineralkräftigen Lausitzer Granits, (die zum Glück außerhalb des Rotwildgatters lagen). Einige flächenmäßig unbedeutende Basaltkuppen trugen die einzigen Buchenbestände.

Bei einer Höhenlage zwischen 280 und 450 m über NN war das Klima durch folgende Jahresmittelwerte gekennzeichnet: 7,5° C und 900 mm Niederschlag. Der relativ reichliche Niederschlag war vor allem für die durchlässigen Sandböden ein gutes Äquivalent. Die Täler, wegen ihrer Enge vielfach „Schlüchte“ genannt, waren ausnahmslos Trockentäler ohne offenes Wasser. Im ganzen Betrieb gab es eine einzige kleine ausdauernde Quelle.

Der Vorrat bestand aus etwa 67% Fichte, 25% Kiefer, 5% Weißtanne und 3% Laubbäumen.

Der Wildbestand war, wie noch näher ausgeführt wird, mit 10 Stück Rotwild/100 ha unerträglich hoch. Rehwild war in erträglicher Zahl vertreten. An Besonderheiten gab es : einen kleinen Auerwildbestand, mehrere Paare Uhus und Wanderfalken, wenige

Paare Haselhühner, an der aus Böhmen kommenden fischreichen Kirnitzsch Eisvogel und Wasseramsel, dort auch gelegentlich Fischotter. Schwarzwild in freier Wildbahn gab es in Sachsen überhaupt nicht.

Vorgeschichte und bisherige Wirtschaftsweise

Anfang der 20er Jahre war das Forstamt, mit allen anderen Ämtern der Inspektion Schandau beiderseits der Elbe und den angrenzenden böhmischen Besitzungen der Fürsten KINSKY und CLARY, von einer schweren Nonnenkalamität heimgesucht worden. Im Ausmaß erträglichere Schäden durch die Nonne waren schon früher hier aufgetreten, - wohl aufgrund der Tatsache, dass in diesem Raum riesige Flächen nicht standortgemäßer reiner Fichtenbestände begründet worden waren.

Nun aber hatte allein mein Forstamt rund 500 ha Kahlflächen und viele hundert Hektar Lichtfraßbestände zu beklagen gehabt. Neben der Fichte war auch die Kiefer – mit 25% an der Bestockung beteiligt – kahlgefressen worden, vor dem Zusammenbruch der Kalamität sogar die Heidelbeere !

Die räumliche Ordnung im speziell sächsischen Sinne war damit völlig zerstört. Bei einem Revierbegang mit dem Forsteinrichtungschef kurz nach meinem Dienstantritt erlaubte ich mir die Bemerkung, ich würde bemüht sein, das Revier in diesem „wohltuenden Zustand der Unordnung“ zu erhalten. Das trug mir natürlich eine Missbilligung ein.

Mein Vorgänger, Forstmeister SCHÖNFELDER, hatte die Wiederaufforstung der riesigen Kahlflächen mit bewundernswerter Energie im wesentlichen bereits erledigt und dabei auch viel Wert auf Einbringung von Laubbäumen gelegt. Im übrigen war er nicht – wie sonst üblich – der Versuchung erlegen, Fraßflächen zu „begradigen“, sondern hatte alle von den Nonnenraupen verschonten Bäume stehen lassen. Bei den Laubbäumen hatte er, was für die armen Standorte nahe lag, in großem Umfang und unter Zaunschut die Roteiche beteiligt. Den größten Flächenteil hatte er nach einem allen „Kulturfrauen“ eingetrichterten Schema (Fi, Ki, Lä, Bu, Fi, Ki, Lä, Bu) in Einzelmischung im Reihenverband bepflanzen lassen. Für Zaunschut dieser Mischanbauten waren aber keine Mittel vorhanden. So war ihnen kein bleibender Erfolg beschieden. Zuerst ging auf den kalkfreien Böden die Buche verloren; ich fand nur noch kümmerliche Reste vor.

Der Hauptgrund des Misserfolgs war aber das gemeinsame, ca. 10.000 ha große Rotwildgatter aus Teilen der Forstämter Hinterhermsdorf und Schandau sowie den böhmischen Privatwäldern Kinsky und Clary. Es stammte aus der Zeit freundschaftlicher Beziehungen zwischen dem sächsischen Königshaus und den böhmischen Magnaten und beherbergte einen weit überhegten Rotwildbestand, im böhmischen Teil dazu noch Gams- und Muffelwild. So fand ich auf den knapp 2000 ha Gatterfläche meines Forstamts über 200 Stück Rotwild vor und mich - so sehr ich mich zuvor als passionierter Jäger darauf gefreut hatte, auch auf Rotwild jagen zu können - nun mit dem Problem Waldbau und Rotwild konfrontiert.

Bei dem nur dürftigen Äsungsangebot verbiss und schälte das Rotwild extrem, und zwar mit Vorliebe die Kiefer, die auf den sandigen Böden Hauptbaumart sein musste. Sie war auf den großen ungezäunten Kulturflächen so gut wie vernichtet, die Lärche gefegt und zerschlagen. Übrig geblieben war größtenteils die reine Fichte, auch diese verbissen und wenig wüchsig. Es drohte also eine neue nicht standortgemäße Fichtengeneration, meist 3. und 4. Bonität, als neues Futter für eine neue Massenvermehrung der Nonne heranzuwachsen.

Das Schälen an Kiefer und Fichte begann schon in den Dickungen. Stangen- und Baumhölzer waren zu 80-100% geschält. Im Ganzen eine höchst unerfreuliche Sachlage.

Der Anbau reiner Fichte war besonders in der Sächsischen Schweiz seit Jahrzehnten maßlos übertrieben worden. Wie weit die „Fichtenmanie“ ging – nicht nur in Sachsen – verdeutlichen eine Randbemerkung des damaligen Chefs der Forsteinrichtung in einem Betriebswerk von 1914 : „Wenn ein Boden die Fichte nicht tragen will, muss sie ihm aufgezwungen werden“ und ein Satz von ENDRES : „Jede Buche in einem Fichtenbestand ist eine forstliche Sünde“. Es gab aber auch erste nachdrückliche Warnungen, wie z.B. für die Sächsische Schweiz bereits 1914 durch den Schandauer Oberforstmeister AUGST.

Eigene Arbeit

Es war mir sehr bald klar, dass ich dieser bedrohlichen Entwicklung nicht tatenlos zusehen dürfe. Ich bat die Landesforstverwaltung mit ausführlicher Begründung um Genehmigung und Geld für eine nochmalige Überpflanzung der „Schönfelder-Kulturen“, die das vom Alter her noch gestatteten. Dem Ersuchen wurde entsprochen und ich überpflanzte in kurzer Zeit große Flächen mit Kiefer und etwas Lärche und zäunte sie ein. An Arbeitskräften war angesichts hoher Arbeitslosigkeit kein Mangel. Auch für den Ausbau vieler Hauptwege (Knüppeldämme) in mit Packlage und Schotterdecke befestigte Wege erhielt ich Mittel und brachte damit viele Arbeitslose in Lohn und Brot.

Es gab aber auch Erfreuliches. Das Forstamt hatte mit 5% noch den höchsten Anteil an Weißtanne in Sachsen. Sie stockte besonders auf den Lösslehmdecken, an den Steilhängen der Täler und auf den – zum Glück außerhalb des Rotwildgatters liegenden - Granitböden, meist in Mischung mit Fichte, Kiefer und auch etwas Buche. Ich hatte diese prächtige Baumart auf meinen Reisen in Süddeutschland kennen gelernt. Für ihre besonderen ökologischen Ansprüche und mein Bemühen, für die in Sachsen als „verlorene Baumart“ angesehene Tanne alles zu tun, war mir G. Krauß der beste Ratgeber. Meine Vorgesetzten unterstützten mich dabei durch reichliche Geldmittel für Zäune. Ich sah bald mit großer Freude, dass sich die Tanne reichlich verjüngte, zusammen mit Kiefer und Fichte, und im gewährten Halbschatten frohwüchsig gedieh. Ich war so verliebt in sie, dass ich keine einzige als Christbaum freigab. (Der größte Teil dieser schönen Mischverjüngungen ist leider nach 1945 untergegangen).

Weiter konnte ich einen Teil der noch vorhandenen Lichtfraßbestände mit Bestockungsgraden meist unter 0,6 zäunen. In relativ kurzer Zeit gab es auch hier Naturverjüngung von Fichte und Kiefer, die ich mit Lärche und Laubbäumen ergänzte. (Auch von diesen Beständen ist ein großer Teil nach 1945 Kahlschlägen zum Opfer gefallen.)

Um für die Zeit nach dem Ende der Lebensdauer der Zäune die ungestörte weitere Entwicklung der Verjüngungen zu sichern, war es notwendig, den untragbar hohen Rotwildbestand zu reduzieren. Es war klar, dass das sehr schwierig sein würde, da mein Forstamt nur mit 20% an der gesamten Gatterfläche beteiligt und mit laufendem Zuzug von Wild aus dem übrigen Teil zu rechnen war. Mit einem eingehenden Bericht nach Dresden begründete ich meine Forderung nach deutlicher Erhöhung des Abschusses auch mit Nachweisen über die offensichtliche Degenerierung des Bestandes (drastische Abnahme der Wildbretgewichte, viele Hirsche ohne

Augsprossen). Daraufhin wurde der Abschuss, auch im Nachbarforstamt Schandau, erhöht. Obwohl nach 1933 besonders der Gauleiter MUTSCHMANN diese Reduktion des Bestandes mehrfach erschwerte, wurde bis 1943 der Rotwildbestand auf 70 Stück vermindert. Wildgewichte und Geweihbildung besserten sich dabei merklich .

Bei der Erneuerung des brüchig gewordenen Umfanggatters gelang es mir, den Gatterverlauf um ein beträchtliches Stück zu verkürzen und damit etliche hundert Hektar rotwildfrei zu machen.

Sehr dankbar war ich dafür, dass meine Inspektionsbeamten und besonders auch der Chef der Landeforstverwaltung, Landforstmeister MELZER, mich bei all diesen Maßnahmen nachdrücklich unterstützt haben. Bei der Erstellung des Betriebswerks 1936/37 wurde mir als besondere Anerkennung der stärkste Hirsch des Reviers freigegeben. Der Chef riskierte das, obwohl sich der Gauleiter die Verfügung über alle Kronenhirsche ausdrücklich vorbehalten hatte, - aber derzeit wegen eines Leberleidens in einem Kurort weilte. (Wie wenig Rückhalt dieser Mann in der Bevölkerung besaß, zeigt ein Wort, das damals in Sachsen die Runde machte : „Mutschmann ging leberleidend ins Bad, und kam leider lebend wieder“). Leider auch bevor ich meinen Hirsch erlegt hatte, was mir Anfang Dezember dann doch noch gelang. Der ungerade Vierzehnder blieb – vielleicht gerade deswegen – mein stärkster Hirsch. Bei der Trophäenschau musste das Geweih aber hinter Fichtengrün so verborgen werden, dass M. es nicht zu Gesicht bekam.

Meine Mitarbeiter

Die vier Revierleiter, wie bereits erwähnt ein Revierförster und drei Forstwerte, die bislang nur Kahlschlagwirtschaft praktiziert hatten, folgten meinen anderen Ideen von Anfang an willig und zunehmend mit den sich bald einstellenden Erfolgen. Mit den Forstwarten habe ich die besten Erfahrungen gemacht. Besonders der Forstwart (später Oberforstwart) SCHMIEDEL im Revier Zeughaus hatte sofort begriffen, was ich wollte, und mir 12 Jahre lang treu geholfen. Im Büro konnte ich in dem doppelt beinamputierten angestellten Büroleiter E. HILLE eine sachlich und menschlich wertvolle Kraft gewinnen.

Die Waldarbeiter und die Kulturfrauen und -mädchen waren arbeitswillig, aber auch bereit zu fröhlichen Kulturfesten und Betriebsausflügen. Der geringe Hiebssatz, den der Betrieb nach dem schweren Aderlass des Nonnenfraßes noch vertrug, verlagerte die Holzernte fast ausschließlich auf Pflegehiebe in jüngeren Beständen, zumal der Schirmschutz für die anlaufenden Naturverjüngungen ja noch länger zu erhalten war. So konnte ich die Waldarbeiter durch die schwere Zeit der Wirtschaftskrise nahezu voll beschäftigen. Das aber auch durch einen besonderen Glücksumstand : eine solide Firma bei Pirna kaufte laufend in großen Mengen schwaches Nadelholz (Reiser- und Derbstangen), - in einem Rekordjahr 160.000 Stück ! Der Erlös deckte zwar nur die Lohnkosten, aber meine Waldarbeiter hatten Arbeit.

Versuchsforstamt für naturgemäße Waldwirtschaft

Im Zusammenhang mit der Errichtung des Reichsforstamtes 1934 in Berlin unter Leitung des Generalforstmeisters W. von KEUDELL und mit der Ernennung von Oberforstmeister H. KRUTZSCH (vom Forstamt Bärenfels) zum Dezernenten für Waldbau in Dresden begann für mich ein neuer Abschnitt meiner Arbeit im Walde.

Ich kannte H. Krutzsch aus gemeinsamer Zeit in der Forsteinrichtung persönlich nur flüchtig, jedoch seine Veröffentlichungen. In unseren fachlichen Ansichten standen

wir uns nahe, so dass er mich bald nach seiner Ernennung aufsuchte. Nach einem langen Waldbegang erklärte er, dass wir offensichtlich die gleichen Ideen und Ziele hätten. So begann eine immer enger werdende Zusammenarbeit mit ihm, in die bald auch J. BLANCKMEISTER vom Forstamt Wermsdorf einbezogen wurde. Ganz einfach war unser „Zusammenraufen“ jedoch nicht. Krutzsch war in manchen Fragen das, was man „stur“ nennt, liebte lapidare, nicht immer bewiesene Sätze und konnte Widerspruch schwer ertragen, was ihm einige unversöhnliche Gegner eintrug. Aber das Gros der sächsischen Wirtschaftler war seinen Ideen gegenüber aufgeschlossen und sah das Zukunftsträchtige seiner Auffassungen. Vor allem lehrte er sie, „Qualität“ im Holzvorrat zu sehen, und drückte das aus in seinem Erntegrundsatz : „Das Schlechte fällt zuerst, das Bessere bleibt erhalten“. Der Satz ist oft als „primitive Krüppeljagd“ bezeichnet und missverstanden worden. Wir haben ihm allmählich abgerungen, diesen Satz nicht länger mit hartnäckiger Intoleranz zu vertreten, weil er einsehen musste, dass dessen konsequente Anwendung Notwendigkeiten der Betriebssicherheit nicht beachtet. Auch seine praxisfremde Festlegung einer „planmäßigen Stammzahlverminderung“ ungeachtet aller Bestandesverschiedenheiten musste er fallen lassen. Nachdem Blanckmeister und ich ihn allmählich etwas gezähmt hatten, trafen wir uns eines Tages zu dritt zu einem Waldbegang bei mir und versprachen einander bei einem „Schwur auf dem Raumberg“, uns kompromisslos für eine „Naturgemäße Waldwirtschaft“ einzusetzen.

Mit einem Wechsel in der Leitung des Reichsforstamtes und des Chefs der Landesforstverwaltung endete 1937 auch Krutzschs Stellung als Waldbaudezernent. Zur weiteren praktischen Erprobung seiner Ideen wurden ihm aber sechs sächsische Forstämter als gesonderter Inspektionsbezirk überlassen : Hinterhermsdorf, Bärenfels, Wermsdorf, Schmannewitz, Carlsfeld und Mittelhöhe. Wir sechs Wirtschaftler genossen im Rahmen des gemeinsamen Zieles völlige waldbauliche Freiheit bei minimalem bürokratischen Aufwand. Von dem bereits ab 1935 geforderten Mehreinschlag von 50% waren wir natürlich nicht befreit.

Als eine der ersten Maßnahmen veranlasste Krutzsch, dass – wie in Bärenfels schon früher – auch in den anderen fünf Ämtern „Wirtschaftsversuche“ angelegt wurden. Sie basierten auf der Erkenntnis, dass über die Ergebnisse einer Wirtschaftsweise in ungleichaltrigem Wald kleine Probeflächen, wie sie für die Ertragstafeln ausreichten, keinen brauchbaren Aufschluss geben könnten. Für diesen Zweck schien es nötig, mit exakten periodischen Messungen des Vorrats und seiner Gliederung nach Stärke- und möglichst auch Wertklassen sowie aller Nutzungen – wenn nicht im ganzen Betrieb – so doch auf repräsentativen Betriebsteilen von wenigstens 100 ha Größe die Entwicklung zu verfolgen.(Diese Ansätze wurden – mit den durch die Kriegs- und Nachkriegszeit bedingten Einschränkungen – in der DDR in der Periode der „vorratspfleglichen Forstwirtschaft“ noch bis zu deren Ende, ca. 1961, fortgeführt, dann aber offiziell aufgegeben).

Für mich persönlich erfuhr die schöne Möglichkeit freien schöpferischen Tuns bald auch längere Unterbrechungen, zunächst durch Wehrmehrdienst (September 1939 – Juni 1940) und erneut (von Mai – Oktober 1942), als ich zum Leiter der forstlichen Standortskartierung für ein geplantes großes Aufforstungsprogramm im Bezirk Oppeln, d.h. im von Deutschland besetzten Polen, bestellt wurde.

Von den Einblicken in die dortigen Waldverhältnisse verblüffte mich einer besonders. Ich fand in den Flussniederungen der Lißwarthe auf armen Sandböden bei nur 500 mm Jahresniederschlag frohwüchsige Mischbestände von Weißtanne, Kiefer und etwas Eiche in ausgesprochener Plenterverfassung, die – kaum zu glauben – von dort eingesetzten preußischen Forstleuten per Kahlschlag abgenutzt wurden. Hier

ging mir auf, dass die Weißtanne bisher offenbar wenig bekannte Provenienzunterschiede besitzt und nicht ausschließlich auf mindestens montane Verhältnisse geprägt ist. Das fand ich später bestätigt durch wüchsige Tannenbestände in maritim beeinflussten Küstengebieten von Norddeutschland, Dänemark und Schweden.

Das unerwartete Ende

Schon in den Vorjahren war es zu einer Reihe unerfreulicher Auseinandersetzungen mit Mutschmann über seine jagdlichen Ein- und Übergriffe in das betriebliche Geschehen gekommen. (Hinterhermsdorf war früher königliches Hofjagdrevier, und entsprechende Privilegien zu beanspruchen, schien dem Gauleiter offenbar angemessen). Diese Lage eskalierte während meiner mehrmonatigen Abwesenheiten z.B. in der Weise, dass M. anordnete, die Zäune um die Naturverjüngungen zu öffnen, damit das Rotwild bessere Einstände und Äsung erhalte, dass den Revierbeamten ein Übermaß an Jagdgästen aufgebürdet und Strafversetzung angedroht wurde, wenn diese nicht zu Schuss kamen. Das und ähnliches mehr konnte und wollte ich mir nicht gefallen lassen, erhielt dafür aber in Dresden keine Unterstützung. Das daraufhin von mir informierte Reichsforstamt wies den Gauleiter zurecht und setzte den Chef der Landesforstverwaltung ab. Der gemäßregelte Gauleiter schäumte vor Wut und nutzte die unbeschränkte Macht des Parteiapparats zu einem Gegenschlag. Ich und mit mir gleich auch Krutzsch und noch zwei weitere aufmüpfige Kollegen wurden kurzerhand entlassen. Aus dem Gauleiteramt wurde uns „als Unruhestifter in der sächsischen Staatsforstverwaltung“ telefonisch befohlen, binnen acht Tagen das Land Sachsen zu verlassen. Ich war natürlich „wie vom Donner gerührt“. Nach neuer Rücksprache im Reichsforstamt wurde ich der braunschweigischen Landesforstverwaltung für das Forstamt Seesen II „zur Verfügung gestellt“.

Wie zum Hohn wurde mir gleichzeitig die wissenschaftliche Leitung der forstlichen Standortskartierung im „Protektorat Böhmen-Mähren“ (so die damalige Bezeichnung für die annektierte Tschechoslowakei) übertragen. Sechs mal reiste ich von Seesen aus zu dem Zweck dorthin, um die Ergebnisse der 10 jungen tschechischen Kollegen zu kontrollieren und abzunehmen, mit denen es eine fachlich und menschlich gute Zusammenarbeit gab. Nebenbei habe ich dadurch große Teile der dortigen Wälder und Bestockungen kennen gelernt.

Der Abschied von Hinterhermsdorf ist mir und der ganzen Familie sehr schwer geworden. Mir war „mein Wald“ sehr ans Herz gewachsen, weil ich immer mehr sah, wie er mir meine Arbeit dankte. Die ganze Familie hing an dem hübschen Dorf und seinen freundlichen Bewohnern. Wir wissen, wie viele noch heute gern an uns denken. Als wir im Oktober 1943 den Bus zum Umzug nach Seesen bestiegen, sagte eine alte Kulturfrau: „Seien sie nicht traurig, wer weiß, wozu es gut ist.“ Wie recht sollte sie behalten !

Mein zweites Forstamt – Seesen II (später : Stauffenburg)

Die Dienstwohnung war belegt mit „Ausgebombten“. Also residierte ich sechs Monate lang solo im Gasthof Reinecke in Münchehof. Deprimiert von der Ausweisung fand ich zunächst keinen Antrieb zu neuer Arbeit. Viele vorgefundene Umstände lösten auch nicht gerade Begeisterung aus.

Bisherige Wirtschaft – Zustand 1943 - Personal

Seit 4 Jahren war das Forstamt ohne Amtsleiter. Mehrere Vertreter waren weniger tätig als untätig gewesen. Jeder Betriebsbeamte konnte tun, was er wollte, z.B. den Pflanzgarten zum Kartoffel- und Gemüsegarten „umfunktionieren“.

Die Bestände waren mit Bestockungsgraden von vielfach bis zu 1,3 überdicht geschlossen, der Durchforstungs- und Pflegezustand entsprechend miserabel. Der Vorrat lag mit über 400 Fm Baumholz sehr hoch und verteilte sich je zur Hälfte auf Laub- und Nadelholz. In der Fichtenbetriebsklasse herrschte der Kahlschlag. In der Buche hatte ABETZ 1930 den Keilschirmschlag als Betriebssystem eingeführt. Real wurde aber wie zuvor der Großschirmschlag praktiziert, weil die Beamten in keiner Weise für das neue Verfahren geschult waren.

Das geschlagene Holz wurde ungerückt verkauft und auf Kosten der Käufer durch deren Fuhrleute vorgenommen, - mit zwangsläufig erheblichen Schäden an Boden und verbleibendem Bestand. Geradezu katastrophal war die mangelnde Ausstattung des Waldes mit befestigten Wegen, - ganz im Gegensatz zum vorbildlichen Aufschluss im sächsischen Staatswald. Bei dem hohen Vorrat konnte es an Geld für Wegebau eigentlich nicht gefehlt haben. So waren im Laufe der Zeit durch das oft mehrere Kilometer weite Schleifen des Holzes hinter dem Pferd zahllose Hohlwege entstanden. Wurden sie zu tief, bis zu 4 m, entstand daneben ein neuer, zuweilen ein ganzes Bündel ! Für mich war es deshalb recht zeitraubend, mir die erforderlichen Orts- und Bestandeskenntnisse zu Fuß zu erwerben.

Jungwuchspflege war ein offenbar unbekannter Begriff. Durchforstungen sollten sowohl in Fichte als auch Buche erst ab Alter 50 erfolgen, - mit der merkwürdigen Begründung: „sonst Schneebruchgefahr“ !

Natürlich auch kriegsbedingt, war von den fünf Revieren eines unbesetzt, ein weiteres mit einem Revierjäger besetzt, der – da uralter „Parteigenosse“ – ohne jegliche forstliche Ausbildung zum Forstwart ernannt worden war. Im dritten war ein 70jähriger Pensionär reaktiviert worden. Von den beiden letzten Revierförstern war nur einer waldbaulich interessiert.

Mein Inspektionsbeamter hatte das Forstamt bis 1939 „verwaltet“ und glaubte, mir bei häufigen Besuchen bis ins Einzelne gehende Vorschriften machen zu müssen, was ich mir anlässlich einer Bereisung durch das Reichsforstamt (Min.-Dir. MAHLER) mit Erfolg verbat. Mahler teilte am Schluss der zwei Tage meine Ansicht vom wenig erfreulichen Waldzustand. Guten Rückhalt gaben mir der Landesforstchef, Lfm. NEUSER, und sein baldiger Nachfolger, Olfm. SCHRÖDER.

Die anderen Braunschweiger Amtsleiterkollegen lernte ich erst im Herbst 1943 kennen. Sie sahen in der Mehrzahl in mir einen lästigen „Ausländer“. Einer, der die letzte Vertretung in Seesen II wahrgenommen hatte, sah mich „sehr ungern kommen“, denn er „hätte das schöne Forstamt gern selbst gehabt“. Freudig begrüßt hat mich nur Fm. VOLGER / Forstamt Wenzen: „Wie schön, dass einer gekommen ist, der etwas von Waldbau versteht“.

Eigene Arbeit 1943 –1945

Die Bremsung des Inspektionsbeamten und die Zustimmung der Landesforstchefs machten mir endlich wieder Lust, „die Ärmel aufzukrempeln“, - zumal die Hoffnung, nach dem Kriege wieder nach Hinterhermsdorf zurück zu können, nach der Kriegslage mehr und mehr schwand.

Zum 1. Sept. 1943 wurde mir zusätzlich noch das etwa gleich große Forstamt Seesen I übertragen, das seit 1939 von dem aus dem Ruhestand zurückgeholten

Fm. LANGERFELDT betreut worden war. Von vier Förstereien war auch hier eine nicht besetzt, einer der Revierförster schon fast 70jährig und mehr Jäger als Forstmann, ein weiterer Revierförster und ein Oberforstwart zuverlässige und ordentliche Mitarbeiter.

Der Wald war mit überdichten Beständen so vorratsreich wie Seesen II. Eine Bemerkung von Langerfeldt bei der Dienstübergabe blieb mir unvergessen : „Herr Kollege, Sie tun mir leid. Sie müssen einen so hohen Buchenhiebssatz erfüllen, und Sie werden nicht wissen, wo Sie das hernehmen sollen“. Das war typisch für die braunschweigische „Dunkelwirtschaft“.

Nun hatte ich auf über 5000 ha alle Hände voll zu tun. Obendrein hatte ich noch die Verwaltung des „Waldarbeiterschulungslagers Münchehof“ übernehmen müssen mit Beschaffung der Verpflegung und sonstiger Verbrauchsgüter, nicht jedoch den Lehrgangsbetrieb.

Die bürokratische Belastung war dank guter Kräfte in beiden Büros, in Seesen II besonders des tüchtigen Reg.-Sekretärs DREWITZ, für mich erträglich. So konnte ich mich weitestgehend dem Außendienst widmen. Meine Domäne war natürlich das Auszeichnen. Ich behielt es mir zunächst vor in allen über 60jährigen Beständen, weil die Revierbeamten nur auf Niederdurchforstung gedrillt waren. Erst langsam konnte ich sie davon abbringen und dann beteiligen. Bei den alten Herren und dem Revierjäger war das allerdings hoffnungslos.

Von Braunschweig wurde alljährlich ein nach Sortimenten gegliedertes Hiebs-Soll festgesetzt. Da man dort aber über die örtlichen Realisierungsmöglichkeiten wenig im Bilde war, wurde bei den Forstmeisterdienstbesprechungen im Herbst ein Ausgleich zwischen den Ämtern versucht und „gehandelt“. So gelang es mir meistens, die Auflage an gutem Buchenstammholz einzutauschen gegen mengenmäßig viel mehr Schichtholz, - und fand dafür immer Partner ! Da ich durch Einsatz von Kriegsgefangenen (Russen, Franzosen, Italiener) genug Arbeitskräfte hatte, konnte ich so unserem Erntegrundsatz weitgehend folgen und auch in jüngeren Beständen dringende Pflegehiebe führen.

Das Reichsforstamt bestand eisern auf der vollen Erfüllung der Hiebssätze, obwohl in den Revieren große Mengen von bereits früher eingeschlagenem Holz lagen, das nicht abgefahren werden konnte, weil es den Fuhrleuten zunehmend an Hafer, Hufeisen, Ketten, Geschirrlleder usw. fehlte. Dieser Unfug war trotz aller Proteste nicht abzustellen. Im Herbst 1944 wurde den Forstmeistern und Fuhrleuten vom neuen Generalforstmeister KLAGGES einzeln „die Leviten gelesen“ wegen mangelnder Hiebssatzerfüllung bzw. Holzabfuhr. Jeder Versuch der Erklärung und Verteidigung wurde ignoriert. Das änderte aber auch nichts an den miserablen Wegeverhältnissen, die im wesentlichen für die verzögerte Holzabfuhr verantwortlich waren.

Von 1944 an wurden große Mengen eines neuen Holzsortiments angefordert: das sogenannte „Generatorholz“. Es wurde für Holzgasgeneratoren benötigt, auf welche Zivil- und Militärfahrzeuge umgerüstet wurden, um damit der ständigen Verknappung von Benzin- und Dieseltreibstoffen zu begegnen. Auch diese Anforderung nutzte ich – mit wochenlangem Auszeichnen, täglich viele Stunden – zur Durchforstung von pflegebedürftigen Jungbeständen. Von diesem Holz standen bei dem dann doch raschen Kriegsende Tausende Raummeter noch im Walde, - und fanden in den

folgenden mehr oder weniger gesetzlosen Wochen als willkommenes Brennholz rasche „Abnehmer“ durch Bevölkerung und Besatzungskräfte.

Die jagdlichen Verhältnisse im Harz

Schon beim Besuch der Internationalen Jagdausstellung in Berlin 1937 waren mir die relativ schwachen Trophäen der Rothirsche aus dem Harz aufgefallen. Die Gründe dafür gingen mir in Seesen bald auf, als ich in die Forsthäuser meiner Beamten kam. Da hingen die Wände voll mit Geweihen zu jung geschossener Zukunftshirsche. Ich erfuhr, dass jeder Beamte jährlich abwechselnd einen schwachen und einen starken Hirsch erlegen durfte. Als schwach galt noch ein Kronenzehner vom 4. oder 5. Kopf, und die starken waren meist auch nicht älter als acht Jahre. Es wurde also zu wenig junge und zu viele mittelalte Hirsche erlegt mit der Folge, dass wirklich gute Hirsche nicht alt genug wurden. Auch in dieser Hinsicht war man also in Braunschweig nicht gerade fortschrittlich.

Das Rotwildgebiet Harz war im Norden und Westen, meist an der Wald-Feld-Grenze, mit dem „Harzumfanggatter“ versehen. Mangelnde Unterhaltung und Verbrauch als Brennholz (durch Besatzungskräfte) in den Nachkriegsjahren machte in den 50er Jahren weitgehenden Neubau erforderlich. Diesen konnte ich unter Verkürzung der Gatterlänge weit in den Harz hineinverlegen und damit etwa 1000 ha beste Standorte (u.a. Zechsteinkalk) am Harzrand rotwildfrei machen.

Rehwild war im Harzteil nur relativ gering vertreten. Ähnliches galt für den Landteil mit etwa 8 Stück /100 ha, wo trotz der besseren Standortverhältnisse nur geringe Wildgewichte und dürftige Gehörbildung gegeben waren. Wahrscheinlich war dabei auch von Bedeutung, dass die vielen überdichten Altbestände nur einen sehr spärlichen Bewuchs an Bodenpflanzen zuließen.

Schwarzwild kam in geringem Umfang im gesamten Forstamt als Stand- oder Wechselwild vor, Muffelwild nur auf kleiner Fläche im Forstamt Seesen I.

Nach dem Kriegsende 1945 - 1950

Mit dem Ende des schrecklichen Krieges im Mai 1945 begannen schwere Zeiten für die deutschen Wälder. Die Besatzungsmächte – zunächst Amerikaner – verfügten mit einem Waldverbot für Forstbeamte und Waldarbeiter die Einstellung sämtlicher Arbeiten im Walde. Nachdem Klagges schon 1944 das Schälen von im Walde lagerndem Fichtenholz untersagt hatte und weil Bekämpfung nun völlig unterblieb, traten die Borkenkäfer zu ungehemmter Massenvermehrung an. So fielen ihnen Hunderttausende von Festmetern zum Opfer, - ein weiterer schwerer Aderlass für die schon durch den 50%igen Mehreinschlag in den 12 Jahren des „Dritten Reiches“ abgesunkenen Holzvorräte.

Mit der Ablösung der Amerikaner durch Engländer begannen zusätzlich die sogenannten „Reparationshiebe“ : über mehrere Jahre wurden riesige Flächen kahlgeschlagen und das Holz als Gegenleistung für erlittene Kriegsschäden nach England verfrachtet. Zunächst geschah dies ohne jede Information durch in Uniform gesteckte englische Holzhändler – sogenannte „forest-officers – und von ihnen geleitete Kolonnen. Später mussten die Forstämter den Einschlag selbst vornehmen und zusätzlich die Verlade- und Frachtkosten bis zu den deutschen Häfen tragen.

Es war bald ein offenes Geheimnis, dass von den Forstoffizieren große Mengen dieses Holzes verschoben wurden, teils an deutsche Holzhändler und Sägewerke,

angeblich auch ganze Schiffsladungen bis nach Südamerika, und entsprechend deutlich geringere Mengen tatsächlich England erreichten.

Noch schlimmer war aber die angeordnete Stilllegung der Kohlebergwerke mit der Folge, dass die gesamte Bevölkerung der englischen Besatzungszone keinerlei Hausbrandkohle erhielt. Das wurde besonders kritisch in den größeren Städten, für deren Haushalte nun riesige Mengen Brennholz unter Mithilfe vieler ungelerner arbeitsfähiger Männer aufzuarbeiten war. Im Oberharz wurde sogar Fichtenstammholz zerschnitten. (Prüfungsfrage nach dem größten Forstschädling im Harz – im Hinblick auf den noch immer wütenden Borkenkäfer – Antwort : die Engländer !) Die Braunschweiger Forstämter mit Laubholzanteil wurden angewiesen, zur Brennholzgewinnung lieber Buchenkahlschläge zu machen als „Bestände zu verhauen“. Ich habe das als einziger nicht befolgt, sondern ließ - getreu dem Vorratspflegeprinzip – in allen Buchenbeständen nur das Geringwertige entnehmen. Das bedeutete wiederum pausenloses Auszeichnen. Ich hatte dafür aber inzwischen Hilfe durch einige neue Beamte bekommen – besonders Rf. MÜLLER, Rfö. Gittelde – denen ich langsam meine Pflegeprinzipien beibrachte.

Im Regierungsforstamt in Braunschweig waren auch neue Personen erschienen : u.a. Ofm. KRIEBITZSCH (später mein Inspektionsbeamter) und Ofm. v. LOESCH. Beiden habe ich viel Unterstützung zu danken. Als scharfer Widersacher sollte sich aber bald der Waldbaudezernent Ofm. Dr. BORCHERS erweisen. Bereits bei der Einrichtungsrevision 1947 kam es zu einer dreitägigen heftigen Auseinandersetzung mit ihm. Am Ende wurde mir zugestanden, den „Landteil“ frei nach meinen waldbaulichen Vorstellungen zu bewirtschaften. (Anfänglich sollte ich mich „mit einem Bestand“, danach „mit einer Abteilung“ zufrieden geben !) Mit dieser Chance und Aufgabe hatte ich endgültig in Braunschweig festen Fuß gefasst.

1947 konnte mich H. Krutzsch erstmals besuchen. Er war wie viele sächsische Forstleute in der russischen Besatzungszone fristlos und ohne Pension oder Rente entlassen worden und fand gegen Waldarbeiterlohn Beschäftigung in Thüringen bei der Borkenkäferbekämpfung. Er war entsprechend niedergeschlagen. Wir berieten über die Möglichkeit, wieder eine Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft auf die Beine zu bringen. Angesichts der noch recht chaotischen wirtschaftlichen Lage und der ungewissen politischen Entwicklung sind wir nicht viel weiter gekommen.

Zum 1. September 1946 wurde das nach Kriegsende beschlagnahmte und danach völlig ausgeplünderte „Waldarbeiterschulungslager“ in Münchehof an die Forstverwaltung zurückgegeben. Nun sollte - vorübergehend - eine Forstschule eingerichtet werden und ich die erforderliche vollständig neue Einrichtung beschaffen. Das ging – noch vor der Währungsreform – nur mit eigentlich illegalen Mitteln, das heißt Tausch der begehrten Mangelware Holz gegen Kücheneinrichtung, Möbel, Geschirr, Besteck, Gardinen, Farben usw., die man nur auf diesem Umweg erwerben konnte. Leiter der im Herbst eröffneten Forstschule wurde Dr. B. PLATZER. Gleichzeitig wurde ich in die Prüfungskommission für den gehobenen Forstdienst berufen, - für das Fach Forstschutz (für Waldbau war ich wohl zu gefährlich !), der ich 15 Jahre lang angehörte.

Schon während des Krieges hatte ich mir vorgenommen, den Bau befestigter Wege so bald wie möglich voranzutreiben. Dazu kam mir der 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft nach Seesen (in das Nachbarhaus des Forstamts) entlassene

Tiefbauingenieur K. ENGLERT wie gerufen. Arbeitslos wie so viele war er hoch erfreut, als ich ihm – gegen Waldarbeiterlohn – die Projektierung neuer Waldstraßen anbot. Zuvor war freilich die Finanzierung zu klären. Ich forderte für das Wirtschaftsjahr 1947/48 in Braunschweig 150.000 Mark für Wegebau an, wo man mich zunächst wohl für nicht ganz zurechnungsfähig hielt. Bislang hatten die Forstämter jährlich für Wegebau 8.000 Mark erhalten, die meist für das „Eingleisen“ von Wagenspuren auf Erdwegen verplempert wurden. Mit tatkräftiger Hilfe von Ofm Kriebitzsch bekam ich nach und nach die nötigen Mittel. Über mehrere Jahre wurden die Straßen in reiner Handarbeit von zeitweise über 200 „Notstandsarbeitern“, überwiegend Flüchtlinge und Vertriebene, erstellt. Dabei musste die Forstverwaltung nur 25% der Lohnkosten tragen, weil Arbeitsamt und Zonengrenzhilfe die übrigen 75% übernahmen. So ergab ein Projekt das nächste. Einer der großen Neubauten zur Erschließung der Westseite des Landteils (5,2 km) wurde 1952 mit einer großen Feier aller am Bau Beteiligten als Dr.-Wobst-Straße eingeweiht. Englert arbeitete schon immer an neuen Projekten, so dass ich jederzeit baureife Pläne in der Schublade hatte. So konnten auch überraschend freiwerdende Gelder sinnvoll verwendet und bis 1962 rund 25 km feste Waldstraßen gebaut werden. Englert machte sich bald selbständig und übernahm damit Planung und Bauleitung vieler Waldstraßen in ganz Südniedersachsen. Unser letztes gemeinsames Projekt am Westhang des Landteils erhielt den Namen Englert-Straße.

Zwischen 1945 und 1952 leisteten zehn junge Männer, die den Krieg – meist mehr oder weniger verwundet – überlebt hatten und ihr bereits zuvor begonnenes Forststudium fortsetzen konnten, ihre Praktika oder ihre Referendarzeit bei mir ab. Ich habe sie fast alle zu meinen waldbaulichen Auffassungen „bekehren“ können. Gleiches gilt für die mir zwischen 1954 und 1962 zugewiesenen Revierassistenten und Referendare. Viele von ihnen wurden engagierte Mitglieder, einige auch Funktionsträger der ANW, etliche später Leiter weiterer Beispielbetriebe für naturgemäße Waldwirtschaft.

Namentlich möchte ich besonders benennen : H. BAUMGÄRTNER, J. EBRECHT, H. HASENKAMP (seit 1947 mein Schwiegersohn), A. v. KORTZFLEISCH, H. SCHOEPFFER, W. UNTERBERGER (mein Nachfolger) und W. WIEBALCK.

Nachträglich nicht hoch genug einzuschätzen ist der Umstand, dass es mir in langen und zähen Verhandlungen gelang, eine der wichtigsten Voraussetzungen für den langfristigen Wert eines forstlichen „Versuchsbetriebes“ zu schaffen, eine gründliche Bestandsaufnahme des Anfangszustands und eine dauerhafte Verfolgung der Entwicklung über periodische Wiederholungen. Erwiesenermaßen eignen sich dazu die Daten der klassischen Forsteinrichtung keineswegs ausreichend, zumal dann nicht, wenn der betreffende Versuch beabsichtigt, andere als die klassischen Waldaufbauformen (gleichaltrige Reinbestände) zu entwickeln. Es galt also die Gunst der Stunde zu erfassen. An der Bundesforschungsanstalt für Forst- und Holzwirtschaft in Reinbek hatte sich Prof. Dr. J. LOETSCH (ehemaliger Kollege aus Sachsen und Mitbegründer der ANW) mit der Entwicklung von Stichprobenverfahren für die Erfassung von Vorrats- und Zuwachsinventuren befasst. Das Ministerium konnte für die Finanzierung, Prof. Loetsch für die Durchführung und Auswertung gewonnen werden. Die Erstinventur führte 1950 H. Hasenkamp durch. Seitdem folgen Wiederholungen in 10-jährigem Abstand und geben Auskunft über die eingetretene Entwicklung.

Eine besondere Nachkriegerscheinung war das Bemühen, möglichst viele der zahllosen aus dem Osten (Ostpreußen, Pommern, Schlesien, russische Zone) „in den Westen“ geflohenen Forstbeamten in ihren Beruf einzugliedern. Eine Möglichkeit dazu sah man darin, sie im Staatswald mit Standortuntersuchung und -kartierung zu beschäftigen. Leider brachten die so eingesetzten Kollegen weder entsprechende Vorkenntnisse mit noch war ihre Einarbeitung ausreichend gründlich. Ich wurde nie um die geringste Mitwirkung gebeten. So berichtete mit eines Tages einer dieser Kartierer an einem Bodeneinschlag, er habe hier eine besondere Humusform gefunden. Ich konnte mir nicht verkneifen zu bemerken, dass er sich auf einer alten Meilerstätte befinde. Meine daraufhin an Braunschweig geäußerte Bitte, mein Forstamt selbst kartieren zu wollen, fand kein Gehör. Zwei mir danach zugewiesene Herren lehnten jede Form von Zusammenarbeit ab. Ihr Ergebnis war leider völlig unbrauchbar, was man mir bei dessen Vorstellung nicht widerlegen konnte.

Die Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW)

Die ANW wurde im Mai 1950 in Schwäbisch-Hall gegründet. Ab Mitte 1948 war der Gründung ein intensiver Gedankenaustausch unter den späteren Gründern mit gemeinsamen Waldbegängen in Süddeutschland vorausgegangen. Einige meiner Aufsätze in der Fachpresse hatten lebhaften Zuspruch gefunden und die Voraussetzungen für das Gelingen der Gründung verbessert. Meinem Entwurf für den „Gründungsaufruf“ wurde weitgehend zugestimmt.

Lfm. K. DANNECKER wurde 1. Vorsitzender. Einer ersten dreitägigen Arbeitstagung im Anschluss an die Gründung in Schwäbisch-Hall folgte vom 24.-28. 9. 1950 eine zweite in Seesen. Über diese und weitere Tagungen – in der Regel zwei pro Jahr – wurde, häufig auch von mir, ausführlich in der Fachpresse berichtet. Mit den davon provozierten Gegenpositionen entwickelte sich eine intensive und mehrere Jahre lang anhaltende Fachdiskussion, in der die ANW - zwar langsam, aber stetig - zunahm an Bekanntheit, Profil und Mitgliederzahl.

Bei der Frühjahrstagung 1954 in Göttingen wurde ich nach meinem Vortrag „Zur Klarstellung über die Grundsätze naturgemäßer Waldwirtschaft“ als Nachfolger des zurückgetretenen Dr. Dannecker zum 1. Vorsitzenden gewählt. Die Annahme des Amtes wurde mir – gerade erst von einem Herzinfarkt genesen – dadurch erleichtert, dass mir ein ständiger Revierassistent bewilligt und jährlich 12 Tage Dienstbefreiung, besonders für die erforderlichen Reisen, gewährt wurden.

Insgesamt fünf Herren brachten mir ab November 1954 im Forstamt die erforderliche Entlastung, um mich der verantwortungsvollen Aufbau- und Leitungsarbeit in der ANW in ausreichendem Maße widmen zu können. Am längsten und entsprechend effektiv standen mir W. Unterberger (3 Jahre) und J. Ebrecht (21 Monate) zur Seite, H. Baumgärtner, H. Duhme und R. Schäfer nur zwischen 2 und 10 Monaten.

In meiner 17-jährigen Amtszeit als 1. Vorsitzender habe ich 25 Tagungen vorbereitet und geleitet. Dabei nutzte ich gezielt jede Gelegenheit, möglichst viele der von ANW-Mitgliedern geleiteten Betriebe und andere lohnende Objekte kennen zu lernen. Ich sammelte dabei weitere reiche Erfahrungen im In- und Ausland, die mich immer mehr in meinen Anschauungen festigten und jeder Debatte gewachsen machten. Im gleichen Zeitraum führte ich mit vielen ANW-Mitgliedern, aber auch mit Zweiflern und Gegnern unserer Auffassungen, eine umfangreiche Korrespondenz, die mehrere

Leitz-Ordner füllt. Zusätzlich schrieb ich eine erkleckliche Anzahl von Artikeln für die Fachpresse (siehe Schriftenverzeichnis im Anhang).

Weiter erhielt ich Einladungen zu Tagungen und Vorträgen wie z. B. der ANW-Österreich, des Deutschen Forstvereins und der Länderforstvereine.

Im Bemühen, den Kontakt zu den mitteldeutschen Kollegen, namentlich den sächsischen Mitstreitern für die naturgemäße Sache, nicht abreißen zu lassen, organisierte ich im Frühjahr 1955 eines - der wahrscheinlich – letzten gesamtdeutschen Treffen von Forstleuten. Bald darauf hat die DDR solche größeren Veranstaltungen unterbunden.

Durch all diese Aktivitäten wurde quasi nebenbei mein Forstamt mehr und mehr bekannt, so dass ich zunehmend Besucher bekam, die sehen wollten, was dort offensichtlich anders gemacht wurde als allgemein üblich. Bis zu meinem Ruhestand waren es über 5000 ! Neben 425 reisenden Referendaren waren viele Lehrwanderungen und Exkursionen zu führen in kleinen und größeren Gruppen von Forstleuten und Waldbesitzern aus dem In- und Ausland, darunter zwei Tagungen der ANW (1950 und 1963) und eine Exkursion des Deutschen Forstvereins (1958). Meistens ergaben sich fruchtbringende Aussprachen. Besonders bei Exkursionen mit Studenten aus Hann.-Münden kamen durch die begleitenden Waldbauprofessoren aber auch die Gegensätze immer wieder zum Tragen. Ein übles Beispiel dazu lieferte bei einer Lehrwanderung im Landteil mit Referendaren der mir nicht sonderlich gewogene niedersächsische Waldbaureferent Dr. BORCHERS, indem er sich abends, als ich nicht mehr zugegen war, zwei Teilnehmern gegenüber abfällig über mich und meine Arbeit äußerte, was mir diese später empört berichteten. Auf meine Beschwerde hin musste er sich schriftlich entschuldigen und mir zugestehen, dass ich dies allen beteiligten Referendaren zur Kenntnis geben durfte.

1957 bot mir die TH Hannover an, für die Studierenden der Fakultät für Gartenbau und Landschaftspflege einen Lehrauftrag für Forstwirtschaft zu übernehmen. Ich nahm – nach Bedenkzeit und Genehmigung - an und hielt bis 1965 pro Semester alle 14 Tage eine zweistündige Vorlesung, ergänzt um 1-2 Exkursionen in niedersächsische Waldgebiete. Vertraulich erfuhr ich, dass Dr. Borchers mit der Begründung, ich sei doch ganz einseitig, meine Beauftragung hintertreiben wollte. Ihm sei entgegnet worden, gerade diesen eindeutig „naturgemäßen“ Mann wolle man haben.

Die weitere Arbeit im Forstamt

Den größten Teil meiner Arbeit machte nach wie vor das Auszeichnen aus, an dem ich stets die jeweiligen Assistenten beteiligte. Obwohl mir der Harzteil des Forstamts nicht dafür freigegeben war, ließ ich mich auch dort von meinen naturgemäßen Grundsätzen leiten. Ich konnte einfach nicht anders und tat es „auf kaltem Wege“ ! Es fiel offenbar zunächst auch niemandem auf, und meine jährlichen Wirtschaftspläne wurden stets genehmigt. Erst nach einigen Jahren gab mir einmal der Leiter der Forstabteilung in Braunschweig, Lfm. DAVID, zu erkennen, dass man es bemerkt habe ! Er ließ es aber dabei bewenden. Ein daraufhin auf dem Dienstweg gestellter Antrag, die Versuchswirtschaft auf das ganze Forstamt auszudehnen, wurde von Dr. Borchers abgelehnt, ein später wiederholter zweiter Versuch ebenso !

Die konsequente Vorrats- und Zuwachspflege habe ich trotzdem auf ganzer Fläche bis zu meiner Pensionierung fortgeführt. Sie wurde nur einmal für zwei volle Jahre

unterbrochen: am 4. Mai 1952 hinterließ eine Windhose zwischen Gittelde und Langelsheim – quer über die Nordwestecke des Harzes - eine breite Schneise der Verwüstung. In den Forstämtern Seesen I und II und Lautenthal fielen insgesamt 80.000 Fm Holz an, überwiegend Fichte und Buche, mit einem hohen Bruchanteil. Die Aufarbeitung erwies sich – wegen drohender Borkenkäfer- (Fichte) und rascher Entwertungsgefahr (Buche) – als dringend und zugleich äußerst schwierig, weil sie noch in reiner Handarbeit und z. T. in noch unerschlossenen Lagen zu bewältigen war. Hilfe kam in Form von 150 zusätzlichen Waldarbeitern aus anderen Forstämtern und 60 Notstandsarbeitern für den Bau von Wegen in die Windwurfflächen. Zusätzlich war der Holzverkauf erschwert durch noch bestehende Holzeinkaufsscheine und sofortige (Voraus)-zahlung, weil oft die weitere Aufarbeitung von rascher Abfuhr abhing. Ich selbst bekam Hilfe nur für zwei Monate. Im Dezember hatte ich dennoch bereits den Plan für die Kulturen von rund 90 ha Windwurfblößen erstellt. So war es wohl nicht verwunderlich, dass ich am 15. Dezember einen Herzinfarkt erlitt, der mich ein halbes Jahr dienstunfähig machte. Die fällige Vertretung übernahm der energische und organisatorisch talentierte Ass. SASSE. Wegen des hohen Kostenvolumens wurde das Ministerium in Hannover bemüht, den Kulturplan zu genehmigen. Dr. Borchers erschien mit einem ganzen Stab. Nach längerer Debatte sagte Dr. Borchers plötzlich: „Meine Herren, es hat sich über diesen Plan niemand so viele Gedanken gemacht wie Dr. Wobst. Wir wollen den Plan ohne weitere Aussprache genehmigen!“ Da war ich mal positiv überrascht. Bis Ende Mai 1953 wurden bereits 65 ha der Schadflächen, fast alle als Mischkulturen und die meisten rotwildsicher gezäunt, wieder aufgeforstet.

Im Jahre 1956 gab es eine erste Umorganisation im Zuschnitt der Forstämter. Dabei wurden im Harz erstmalig ehemalige Landesgrenzen überschritten. Das Forstamt Seesen II (früher Herzogtum Braunschweig) wurde durch Tausch und Zugang von Flächen mit den Forstämtern Grund und Lautenthal (früher Königreich Hannover) deutlich arrondiert und geringfügig vergrößert. Ein Jahr später erhielt es auf meinen Vorschlag hin den neuen Namen „*Forstamt Stauffenburg*“.

Im März 1957 erhielt - nach 26 Monaten - mein Revierassistent Walter Unterberger eine neue Verwendung als Forsteinrichter, wozu ich ihm zur Weitung des Blickes geraten hatte. Ich hatte ihn schon damals als möglichen Nachfolger für mich „im Auge“, denn er hatte sich nach langer kritischer Auseinandersetzung für die naturgemäße Idee gewinnen lassen. Mit einigem Abstand folgten ihm Hans Duhme (5/1957 bis 2/1958) und Jürgen Ebrecht (3/1958 – 1/1960). Auch letzterer trat nach entsprechender Überzeugung in meine Fußstapfen. Er entwickelte später das Forstamt Osterholz-Scharmbeck zu einem weiteren naturgemäßen Versuchsbetrieb.

Im Zuge eines großen Neubauprogramms der Niedersächsischen Landesforstverwaltung wurde 1958 auch das 269 Jahre alte Forstamtsgebäude im Zentrum der Stadt verkauft und zum Jahresende der schmucke, deutlich kleinere, aber in vieler Hinsicht modernere Neubau am Stadtrand bezogen.

Im Herbst 1959 wurde - als später Akt der Normalisierung – ein Schießplatz, den die englischen Besatzungstruppen nach dem Kriege mitten im Walde auf einer 50 ha großen Kahlfäche eingerichtet hatten, aufgegeben. Nach Räumung der Blindgänger konnten wir endlich mit der Wiederaufforstung beginnen.

Mit dem allmählich näherrückenden Ende meiner Dienstzeit unternahm ich Anfang 1961 erste Schritte, um - im Interesse einer konsequenten Weiterführung der natur-

gemäßen Versuchswirtschaft – einen geeigneten Nachfolger für mich ins Gespräch zu bringen. Bei einer Unterredung im Ministerium stimmten die Referenten für Personal und Waldbau (Dr. ERNST und Dr. Borchers) meinem Vorschlag – Walter Unterberger - im Prinzip zu und auch meinem zweiten Wunsch, ihn längere Zeit vor meiner Pensionierung nochmals als Revierassistenten zu bekommen. Letzterer wurde mit Beginn des Jahres 1962 erfüllt mit der Folge, dass W. Unterberger bereits im Frühjahr die erste Wiederholung der Stichprobeninventur vornehmen konnte.

Wenig später ließ sich eine weitere Absicht verwirklichen: Über den Waldzustand zum Zeitpunkt meiner Pensionierung wollte ich, neben den Daten der Inventur, eine größere Anzahl bester Fotos von ausgesuchten Waldbildern haben. Von J. Weck vermittelt, schoss die „Hoffotografin“ der Bundesforschungsanstalt in Reinbek, Gräfin WALLWITZ, 80 vorzügliche Aufnahmen. Sie sind wertvolle reviergeschichtliche Dokumente und mir eine schöne Erinnerung. Einige der schönsten Bilder verwendete ich für einen Bildbericht in „Allgemeine Forstzeitschrift“ (Nr. 47/1962).

Am 27. 08. 1962 erschien der Chef der niedersächsischen Landesforstverwaltung, Olfm. STALMANN, zu einem Revierbegang. Ich hatte mehrmals vergeblich über meine Inspektionsbeamten versucht, ihn zu einem Besuch zu bewegen (Immerhin war der einzige anerkannte Versuch naturgemäßer Waldwirtschaft seit 19 Jahren im Gange, ohne dass einer der hohen Chefs es für nötig gehalten hatte, sich das einmal anzusehen!). An der Bereisung nahmen nur Lfm. David und W. Unterberger teil.

Ich wusste, dass man Stalman im Solling stammzahlreiche Fichtennaturverjüngungen vorgestellt und den hohen Aufwand für deren „Durchreiserung“ beklagt hatte, der teurer sei als eine Fichtenkultur, was ihn zu der Äußerung veranlasst habe, dann müsse man die Naturverjüngung eben verbieten. Mit Absicht zeigte ich ihm daher an einigen Beispielen, dass sich unter längerem Schirm dichte Naturverjüngungen auf natürliche Weise und kostenlos differenzieren. Er sagte dazu: „Das ist ja sehr interessant, so etwas hat mir noch niemand gezeigt“. Auch von allen anderen Waldbildern im Land- und Harzteil, besonders den langfristigen Buchenverjüngungen und den Pflegegehieben in jüngeren Beständen, war er sichtlich sehr beeindruckt. Bei der abschließenden Aussprache war er des Lobes voll. Auch meinen Wunsch, Unterberger zu meinem Nachfolger zu bestimmen, akzeptierte er mit Hinweis auf die letzte Entscheidung durch den Fachminister. Leider versäumte ich die günstige Gelegenheit für die weitere Bitte, die Versuchswirtschaft auf das ganze Forstamt auszudehnen. Vielleicht hätte er auch das zugesagt und damit die spätere Zerschlagung des Forstamts (1967) verhindert.

Eintritt in den Ruhestand

Am 31. Oktober 1962 wurde ich den Ruhestand versetzt. Zu meiner Überraschung geschah dies in einem Festakt im Seesener Rathaus, wo mir vom Präsidenten des Verwaltungsbezirks Braunschweig, Dr. KNOST, das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen wurde. Diese hohe Auszeichnung war bisher noch keinem Forstamtsleiter zuteil geworden, umso weniger hatte ich das erwartet. In der Laudatio von Dr. Knost wurden auch meine außerdienstlichen Aktivitäten für Gründung, Aufbau und Leitung der ANW und der Lehrauftrag an der TH Hannover ausdrücklich gewürdigt. Eine bewegende Abschiedsrede des Personalsratsvorsitzenden Haumeister ORFF, mein Dank an meine Mitarbeiter und für die erhaltene Auszeichnung, zahlreiche Glückwünsche und ein gemeinsames Essen beendeten den Festakt. Am Nachmittag fand noch die Amtsübergabe an W. Unterberger im Forstamt statt.

So war ich nun - nach 40 Dienstjahren, davon 32 Jahre Forstamtsleiter - „Pensionär“. Ich hatte mich ganz überwiegend der praktischen Arbeit am Walde widmen können und dabei gewiss manchen Widerstand zu überwinden. Fast alle meine Mitarbeiter konnte ich zu meinen waldwirtschaftlichen Auffassungen „bekehren“ und meinen Nachfolger im Amt selbst vorschlagen. Mit meiner Arbeit in der ANW habe ich zum stetigen Wachstum ihrer Mitgliederzahl sowie zur Versachlichung der Diskussion sowohl intern als auch mit unseren Kontrahenten beitragen können. Schließlich habe ich auch viel Anerkennung gefunden, darf also – ohne unbescheiden zu sein – auf ein erfolgreiches berufliches Leben und Schaffen zurückblicken.

Dankbar gedenke ich dabei all derer, die mir geholfen haben, meinen Weg zu finden. Zu den bereits genannten gehören auch viele Mitstreiter aus der ANW, von denen ich – ohne vollständig sein zu können – hier festhalten möchte : H. - J. v. ARNSWALDT /Sachsenwald, A. BAUMANN /Holzkirchen, W.-H. v. GADOW / Lensahn, W. GAYLER /Mönchsberg, W. HATTEMER /Laudenbach, E.-K. HEBER /Nördlingen, H. JUNACK /Gartow, K. KLOTZ / Zwiesel, Prof. Dr. H. LAMPRECHT / Göttingen, G. MERGNER / Ruppertshütten, NIEDERWALD / Wunsiedel, K. PFEILSTICKER / Langenbrand, ROOSEN / Fürstenberg/Westf., G. v. ROTENHAN / Rentweinsdorf, A. WEISSKER / Laugna, H. WIMMER /München, Dr. E. WOHLFAHRT / Friedenweiler.

Meine Reisen und die ANW haben mir zudem viele, teils auch sehr freundschaftliche Begegnungen und regen Austausch mit zahlreichen prominenten Vertretern des Waldbesitzes und der Wissenschaft und Praxis aus dem In- und Ausland gebracht. Auch diesen allen bin ich Dank schuldig für sachliche Klärung, Wegweisung und Unterstützung. Stellvertretend möchte ich auch hier nennen: die Waldbesitzer GRAF J. H. v. NEIPPERG, ERBGROSSHERZOG von OLDENBURG, FÜRST P. zu SALMHORSTMAR, die Professoren H. EBERTS, W. LAATSCH, H. LEIBUNDGUT, H. LEMMEL, F. NÜSSLEIN, J. N. KÖSTLER, R. TÜXEN und E. ZENTGRAF und – nicht zuletzt - die Praktiker W. AMMON, R. BENINDE, J. EBERHARD, L. A. FAVRE, L. LEIBER, J. POCKBERGER und WÖGERER.

Meine Aktivitäten für den Wald waren allerdings mit der Pensionierung nicht zu Ende. Ich behielt die Leitung der ANW noch bis 1971 und den Lehrauftrag in Hannover bis einschließlich Sommersemester 1965. Die Entwicklungen in der Waldwirtschaft interessiert verfolgend, schrieb ich weiter Artikel und Berichte von unseren ANW-Tagungen für die Fachpresse.

Ich sah mit Freuden, wie W. Unterberger zielsicher die von mir eingeschlagenen Wege weiterging. Und war enttäuscht, als man ihn bereits mit Ende 1965 zum Inspektionsbeamten im Solling beförderte. In der Ausschreibung der damit erneut freigewordenen Stelle hieß es, im Raum Seesen seien Veränderungen geplant, die sich auf Größe und Dienstsitz des Amtes auswirken könnten. Mein Sohn Hermann – inzwischen Niedersächsischer Forstassessor und als „Grüner Assistent“ am Institut für Forstbenutzung in Hann.-Münden – bewarb sich dennoch und erhielt die Stelle zum 01. 05. 1966. Seine Hoffnung, auf die angedeuteten Veränderungen Einfluß nehmen zu können (gute Argumente gab es ja zuhauf !) erfüllten sich leider nicht, weil in den amtsleiterlosen vier Monaten die wesentlichen Entscheidungen getroffen worden waren. Ein Schelm, wer Schlechtes dabei denkt? So musste er das Amt zum 01. 10. 1967 auflösen, den gesamten Harzteil an das FoA Seesen abgeben und mit dem Landteil das FoA Gandersheim auffüllen. Zum Trost durfte er den Namen Stauffenburg mit nach Gandersheim nehmen und den dortigen Staatswald (ganze 350 ha !) nunmehr auch naturgemäß bewirtschaften (das Gros der Gandersheimer Flächen bestand aus zahlreichen Forstgenossenschaften).

Ich hielt das Ganze für eine späte Rache von Dr. Borchers, der inzwischen Chef der Landesforstverwaltung geworden war. Hermann bekam auf Nachfrage beim Chef der Bezirksforstabteilung in Braunschweig die lapidare Antwort: „Also im Harz, da gibt es nun mal Rotwild. Deshalb wird im Harz mit Fichte gewirtschaftet. Dort anspruchsvollen Waldbau mit Laubholz zu betreiben, ist letztlich nur teures Rotwildfutter. Ambitionierte Waldbauer setzt man deshalb besser außerhalb des Harzes ein, und darum hatte man den Landteil vom Harz zu trennen!“

Gelerntes, Erlebtes, Erfahrungen

Wenn ich nun nach reichen praktischen Erfahrungen in zwei nach Standort und Bestockung ganz verschiedenen Forstämtern und aufgrund von Eindrücken und Beobachtungen in vielen anderen Waldgebieten des In- und Auslandes das Wesentliche zusammenfasse, dann entspringt das dem Bedürfnis, Rechenschaft abzulegen und mein Wirken zu begründen. Mit meiner Kritik an früheren und heutigen Auffassungen über Wald und Waldwirtschaft beanspruche ich keine Priorität. Gleiches oder Ähnliches haben vor und neben mir haben zahlreiche prominente Fachgenossen, denen ich mich eng verbunden fühle, auch geäußert.

Die räumliche Ordnung im Walde

Geschichtliche Entwicklung

Nahezu 150 Jahre lang hat die deutsche Forstwirtschaft hartnäckig versucht, dem Walde eine schematische Ordnung aufzuzwingen. An der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert war der deutsche Wald fast überall übernutzt und ausgeplündert. Die dann einsetzende großflächige Wiederaufforstung war unbestritten eine große Tat der damaligen Forstleute. Zwangsläufig entstanden dabei Monokulturen von Fichte und Kiefer. Bald machten sich die Forstleute Gedanken darüber, wie später einmal diese mehr oder weniger gleichaltrigen großen Bestände einigermaßen geordnet genutzt werden könnten. Es entstanden die weit in die Zukunft reichenden Ideen des Flächen- und Massenfachwerks, wobei – unbewusst oder mangels besseren Wissens – das im Landbau übliche System von flächiger Saat und Ernte übernommen wurde. Das zur Sicherung gegen Sturmschäden entwickelte Konstrukt des Hiebszuges mit altersmäßiger Abstufung der Bestände gegen die Hauptwindrichtung blieb letztlich erfolglos, weil Stürme nicht nur aus Westen kamen. Weiter war eine zwangsläufige Folge des flächigen Nutzungsprinzips, dass „Endnutzungs“-Bestände an sich vorwärts bewegenden „Hiebsfronten“ durch Kahlschlag oder diverse Saumverjüngungen angegriffen werden mussten.

Die sich parallel zur Wiederaufforstung entwickelnde Forstwissenschaft zementierte mit der Fülle der aus gleichaltrigen Reinbeständen abgeleiteten Daten und Methoden diese Art schematisch gebundener Forstwirtschaft, und die Praxis arbeitete auf dieser Basis.

Wachsende eigene Bedenken

In meinen jungen Jahren als Forsteinrichter in Sachsen kamen mir folgende Zweifel: 1. Speziell in der Kahlschlagwirtschaft beobachtete ich immer wieder schwere Randschäden an den Hiebsfronten, seien es Verhagerung und Untersonnung, besonders infolge gesteigerter Verdunstung vormittags bei trockenen Ostwinden; Schnee- und Eisbrüche, besonders an den Schlagrändern; oder Schäden durch Frost, Trocknis und Rüsselkäferfraß an den Kulturen. Alle diese mit Ertragsverlusten bzw. erhöhten

Kosten verbundenen Schäden hängen ursächlich zusammen mit dem schematischen Bestockungsaufbau.

2. Die nach Kahlschlag infolge der Freilage eintretende Minderung des umlaufenden Nährstoffkapitals führte - auf den meist mineralstoffarmen sauren Böden - für die im Regelfalle folgenden Reinbestandskulturen zu Rückgang des Ertrags. Diese Art der Forstwirtschaft bezeichnet man heute als „Plantagenwirtschaft“. Ich nannte sie in meiner Dissertation „Holzackerbau“.

Dieser Zweifel wurde durch die langjährige Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft Krauss (s.o.) laufend verstärkt, vor allem durch die zahlreichen Reisen in andere entweder ähnlich destruktiv bewirtschaftete (Harz, Oberpfalz) oder vorrats- und zuwuchspfleglich behandelte Wälder (Plenterwälder in Baden-Württemberg).

3. Das Nutzungsprinzip in so naturwidrig aufgebauten und behandelten Wäldern weist grundsätzliche schwerwiegende Fehler auf. Das Denken „in Beständen“ missachtet die Tatsache, dass die individuellen Wuchsleistungen in der Population massen- und vor allem wertmäßig sehr stark schwanken. Dann ist es doch geradezu grotesk, Baume ohne Rücksicht auf ihr Leistungspotenzial nur deshalb zu fällen, weil sie an der Hiebsfront oder in einem als Ganzes zur flächigen Ernte vorgesehenen Bestand stehen. Die auf diese Weise gebrachten Zuwachsoffer sind eine in ihrer Größe noch kaum erkannte Verlustquelle.

Zudem gibt es Hinweise auf baumindividuell unterschiedliche Wachstumsgänge: raschwüchsig in der Jugend mit früher Kulmination und langsamwüchsig in der Jugend mit hohen Leistungen im Alter. Solche sollen z.B. für die verschiedenen Verzweigungstypen der Fichte (Kamm-, Bürsten- und Plattenfichte) bestehen.

4. Aus der schematischen räumlichen Ordnung folgt auch die ebenso unnatürliche Gleichaltrigkeit der Bestände. Zumindest in Mitteleuropa sind Naturwälder ohne Zweifel im Regelfall ungleichaltrig.

Im Hiebszug- bzw. Kahlschlagsystem mit der räumlich/zeitlichen Aufeinanderfolge von Kultur-Dickung-Stangenholz-Baumholz wird die Standortskraft ungleichmäßig ausgenutzt. Nährstoffangebot, Niederschläge, Luftraum mit CO₂ und Sonnenenergie liegen im Kulturstadium fast brach, werden aber im Stangenholzalder eher überfordert. Reinbestände nutzen darüber hinaus die im Boden ruhenden Potenziale ganz einseitig aus.

Dass bei solcher „Ordnung“ wenig Raum bleibt für natürliche Verjüngung, leuchtet ohne weiteres ein, weil die Hiebsfronten in kurzen Zeitabständen weiterwandern. Naturverjüngung braucht aber Zeit für Ankommen und Erstarben und hängt überdies ja von Samenjahren ab. Der Waldbauprofessor VANSELOW hat 1965 ermittelt, dass bei der Erneuerung der bundesdeutschen Wälder der Anteil der Naturverjüngung nur einen – wie ich finde, beklagenswert geringen - Anteil von 8-10% erreicht. Dies zeigt, wie weit sich die Forstwirtschaft vom Naturwaldgeschehen entfernt hat.

Organische Ordnung im Walde

Meine zahlreichen Besuche „naturnäher“ bewirtschafteter Wälder außerhalb Sachsens (und mancher, wenn auch kleiner Naturwaldreste) waren für mich eine reichlich fließende Quelle neuer Erkenntnisse. Dort wurde nicht nach starren Schemata gewirtschaftet, der Reinbestand war nicht Prinzip, sondern man sah Mischwälder verschiedenster Zusammensetzung, die in ihrem Aufbau auch nicht gleichwüchsig waren und nicht absolut gleichaltrig. Allerdings ließen sie das Schlag-

waldprinzip noch erkennen. Abweichend davon und damit Beispiele für eine organische Ordnung waren nur die Plenter- und Femelschlagwälder in Süddeutschland.

1. Geheimnisse und Dynamik im gemischten Wald

Hier werden die Standortkräfte nicht einseitig und unvollständig genutzt. Tief- und Flachwurzler, unterschiedliche Ansprüche der Baumarten an Wasser und Nährstoffe erschließen den gesamten Bodenraum. Auch darüber ergänzen sich die beteiligten Baumarten im Kronenraum, führen in der Regel zu einer gewissen Stufigkeit und lassen meist mehr Niederschlag an den Boden gelangen. Die gemischte Streu mit unterschiedlicher stofflicher Zusammensetzung befördert die Abbauvorgänge und bildet günstigere Humusformen als der Bestandsabfall aus z.B. Fichten- oder Kiefer-Reinbeständen.

Mischwald erhöht die Betriebssicherheit, will er sturmfester ist, wenig Gelegenheit zu Massenvermehrung tierischer Schädlinge bietet und die Anfälligkeit gegen andere Schadorganismen und abiotische Schäden vermindert. Mischbestände lassen sich leichter natürlich verjüngen.

Diese gesicherten Erkenntnisse für die wohltätige Wirkung von Mischung sind heute eigentlich Binsenweisheiten. W. MÜNKER (kein Forstmann !) hat in seinem Buch „Dem Mischwald gehört die Zukunft“ (3. Aufl., 1950) die Fülle der Bekenntnisse namhafter Fachleute zum Mischwald zusammengetragen. Das Buch verdiente weiteste Verbreitung, denn die „Keimruhe“ der Gedanken von K. GAYER („Der gemischte Wald“, 1886) dauert bei manchen Forstleuten noch immer an.

2. Geheimnisse und Dynamik des ungleichaltrigen Waldes

Im ungleichaltrigen Wald walten grundsätzlich andere Verhältnisse, auch wenn es sich dabei um Reinbestände wie z.B. die östlichen Kiefernplenterwälder handelt, und unabhängig davon, ob stamm-, trupp-, gruppen- oder horstweise Ungleichaltrigkeit das Gesicht des Waldes prägt.

Die entscheidenden Unterschiede zum gleichaltrigen Wald liegen im hier herrschenden Waldinnenklima mit all seinen positiven Auswirkungen, die in Stichworten kurz genannt seien:

Milderung aller Temperaturextreme; Abbremsung der Winde bis zur Windruhe in den bodennahen Luftschichten mit Verminderung von Verdunstungsverlusten bzw. Erhöhung der organischen Produktion; es gelangt mehr Niederschlag an den Boden; keine ständige Sonneneinstrahlung durch „Wanderschatten“ der Schirmbäume.

Die Auswirkungen dieser Besonderheiten sind mannigfach:

Das Waldinnenklima bietet beste Voraussetzungen für das Ankommen und Gedeihen natürlicher Verjüngung, die im Halbschatten unter dem Schutz der Mutterbäume die ihr zusagende „Kinderstube“ findet. Hier werden die jungen Bäumchen - anders als auf der Freifläche, mit vollem Lichtgenuss und raschem Jugendwachstum - aber auch einer verschärften Konkurrenz um Licht, Wasser und Nährstoffe ausgesetzt. Das besondere Lichtklima mit gedämpftem Ober-, Seiten-, (Vorder- und Hinter-) licht führt zu ausgeprägten Halbschattenformen der jungen Bäume. Sie verwenden ihre Assimilationsprodukte neben intensiver Bewurzelung für die Ausbildung eines klaren Leittriebes, mit dem sie besseren Lichtgenuss erlangen wollen. Sie vernachlässigen dabei die Seitenbeastung; sie bildet nur schwache, waagrecht abstehende Zweige aus, von denen sich das Stämmchen wenig später bereits frühzeitig reinigt. Dieser Umstand und der für so heranwachsende Bäume typische engringige Jahrringaufbau im Kern sind Voraussetzung für eine künftige

Wertholzproduktion. Es entstehen hier also nicht die auf der Freifläche üblichen „Protzen“, und das auch dann nicht, wenn einzelne Bäume vorwüchsig werden. Die besonderen Umweltbedingungen und genetische Veranlagung wirken hier zu optimalem Ergebnis zusammen.

Der Kampf ums Dasein nimmt im ungleichaltrigen Wald trotz der verschärften Konkurrenz - so paradox es klingen mag – mildere Formen an, weil daneben gute nachbarliche Beziehungen wirksam werden, die z.B. den langsamwüchsigen Arten oder Individuen die Chance ruhiger Entwicklung bieten. Viel hängt dabei von der guten und laufenden Beobachtung des Waldbauers ab und einer entsprechenden Dosierung des Lichtklimas. Er wird dies am besten können, wenn personelle Kontinuität die Zeit gibt, eigene Erfahrungen zu sammeln. Häufige Stellenwechsel sind dafür nicht hilfreich.

In der Jugend reagieren Laub- und Nadelbäume auf nachlassenden Lichtgenuss sehr verschieden. Laubbäume verlieren den Leittrieb, die kleine Krone verbuscht, kann aber lange überleben. Nutzholztauglichkeit geht verloren. Nadelbäume reagieren mit immer kürzer werdenden Höhentrieben, bleiben aber nutzholztüchtig, sterben bei völlig unzureichendem Licht ab. Natürlich gibt es große Unterschiede je nach Baumart. Aber auch bestimmte Provenienzen, z.B. von Fichte, können unglaublich viel Schatten ertragen.

Wer das zwangsläufig langsame Jugendwachstum unter Schirm als Zuwachsverlust betrachtet und nur auf diese „Bremse“ starrt, ohne die Gesamtwuchsleistung, insbesondere den Lichtungs- und Wertzuwachs der Mutterbäume, in den Blick zu nehmen, beweist damit, wie wald- und naturfremd er geworden ist. Es irrt auch, wer überschirmte Jungwüchse wegen ihres zuweilen kümmerlichen Aussehens als unbrauchbar ansieht, wenn und weil er nicht weiß und nicht erfahren hat, welche aufgespeicherten Wuchspotenzen in solchen Bäumchen stecken können. So kann z.B. eine junge Fichte mit kurzen Höhentrieben und herabhängenden Seitenzweigen auf Freistellung mit kräftigem Höhen- und Massenzuwachs reagieren.

Die besonderen Bedingungen des ungleichaltrigen Waldes führen zu einer Auslese der potenziell (genetisch, durch Altersvorsprung oder günstigen Kleinstandort) zuwachskräftigsten und spätere Wertleistung versprechenden Individuen. Gerade diese geraten auf der Freifläche in die Gefahr, unerwünschte Formen (Protzen) oder andere Qualitätsmängel (Starkastigkeit) zu entwickeln. Dem entgegen zu wirken, ist allenfalls begrenzt möglich und in jedem Falle teuer. Hier unterscheiden sich der Waldbau im gleichaltrigen und ungleichaltrigen Wald grundsätzlich.

Zahlreiche Beobachtungen in ungleichaltrigen Bestockungen veranlassen dazu, die starre Unterscheidung in Licht- und Schattbaumarten zu revidieren. Dort zeigt sich nämlich, dass auch erstere nicht auf den Lichtgenuss der Freifläche angewiesen sind, sondern in der ganzen Jugendentwicklung sehr wohl mehr oder weniger Schattendruck ertragen und gerade in diesem Milieu besondere Qualität entwickeln. Seit vielen Jahrzehnten war dies in den ostpreußischen Kiefernplenterwäldern mit ihrem weithin berühmten Wertholz („bois de Tabre“) bewiesen worden. (Leider hat die landläufige Kiefern-Kahlschlagwirtschaft mit ihrem bekannt geringen Wertholzanteil daraus keine Konsequenzen gezogen.) Bei diesen Wertkiefern mögen zwar auch genetische Unterschiede im Spiele sein. Die sonst übliche Unterscheidung von Standorten, die Wertkiefern liefern, und solchen, die das nicht können, halte ich aber für falsch. Im Halbschattengefüge können auch auf letzteren wertvolle Qualitäten erzeugt werden, - selbst aus einem miserabel geformten Mutterbestand. Ich habe solches mehrfach gesehen, am eindrucksvollsten im Klosterforstamt Rehbürg.

Auch Eiche und Esche vertragen mit der gleichen positiven Wirkung in der Jugend einen gewissen Schattendruck. Ähnliches gilt für die Lärche. Bei ihr sprechen wohl auch genetische Unterschiede mit, wie z. B. die Herkunft „Harbke“ (auf die „Sudetenlärche“ zurückgehend) mit einem ungewöhnlichen Schattenertragnis zeigt. In einigen eigenen Versuchen fand ich das auch bei der Japanischen Lärche bestätigt.

Das Beispiel der Douglasie – mit ihrem höheren Zuwachsvermögen als unsere einheimischen Baumarten - zeigt, dass ihr, in Bezug auf Qualität (Jahringbreite und Starkastigkeit), eine Jugendentwicklung unter Schirm sehr viel besser bekommt als ein ungebremstes Wachstum auf der Freifläche.

Einen entscheidenden Ansporn für unser waldbauliches Handeln und eine einleuchtende These für manche zuvor mehr gefühlte als verstandene Dynamik in Naturwäldern gaben uns die von J. Weck beschriebenen Waldgefügetypen („Die Kiefer Ostetiens und das Plenterprinzip“, 1947). Mit den Begriffen Vorwald, Zwischenwald, Hauptwald und Schlusswald und deren zeitlicher Abfolge als Stadien natürlicher Waldentwicklung ließ er uns erkennen, dass wir auf dem richtigen Weg sind und wie festgefahren die Altersklassenwirtschaft mit ihrer ständigen Reproduktion des Vorwaldes ist.

Der Holzvorrat als Produktionsapparat und seine Leistung

„Holz wächst nur an Holz“ – eine einfache Feststellung, dass der Holzvorrat zugleich Produkt und Produktionsmittel ist. Die Leistung, die er jährlich oder nachhaltig erbringt, hängt ab von seiner Menge und deren Wert, damit also auch von Qualität sowie von seiner Gliederung nach Baumarten, Alter und Stärke. Das führt zu der Frage, wie es um Größe und Wert der Holzvorräte im deutschen Walde steht.

1. Der schlagweise Hochwald errechnet auf Basis seiner schematischen räumlichen Ordnung mit alterklassenweisem Aufbau, der jeweiligen Standortgüte und der wählbaren Umtriebszeit den Normalvorrat und den zugehörigen Zuwachs, getrennt nach Baumarten und addiert zum Gesamtvorrat. Diese Normalzahlen sind damit streng gekoppelt an den Zuwachsrhythmus des „Vorwaldes“, also nur einer Initialstufe reifer Wälder. Insoweit können sie und damit auch das ganze Ertrags- tafelgebäude nur für Vorwaldverhältnisse Geltung beanspruchen.

An diesen Normen, Methoden und Ergebnissen hält man aber bis heute im allgemeinen fest. Man strebt, da allermeist die Altersklassenverhältnisse nicht normal sind, nach deren Normalität, berechnet dazu Ausgleichszeiträume und bringt dafür sogar Zuwachsoffer. Aber da spricht immer wieder die Natur ein Wort mit und verfügt über ausreichende Mittel, das Kunstprodukt „Normalwald“ empfindlich zu stören, in Katastrophen auch zu zerstören. Deshalb führt der ständige Wettlauf nach Normalität nicht zum Ziel. Man hat das schon 150 Jahre lang vergeblich versucht.

2. Eine Ursache für die gegenwärtige und sicher noch anhaltende betriebswirtschaftliche Krise der Forstwirtschaft liegt unbestreitbar darin, dass der Altersklassenwald zu viel gering- und zu wenig hochwertige Produkte erzeugt. Dagegen helfen auch Umtriebszeiterhöhungen nur begrenzt, weil ältere Bestände im Vorwaldgefüge sinkenden Zuwachs haben. Produktionszeitverlängerungen sind nur für Wertzuwachssträger sinnvoll.

Es ist deshalb wirklich an der Zeit, dass Ertragskunde, Betriebswirtschaftslehre und Forsteinrichtung in gemeinsamer Anstrengung sich daran machen, die massen- und

wertmäßige Leistung der abweichend vom Alterklassenwald aufgebauten Wälder (die es inzwischen hinreichend gibt!) exakt zu untersuchen. Dabei werden deren veränderter Zuwachsrhythmus und der grundsätzlich hier gepflegte Lichtungs- und Wertzuwachs des ausgelesenen Oberstandes sowie die Qualität des Nachwuchses besondere Beachtung erfordern.

Die Frage an die Wissenschaft lautet daher : Welcher Optimalvorrat ergibt sich, wenn der Gesamtvorrat eines Waldes/Betriebes gleichmäßig in seinen Stärkeklassen auf die ganze Betriebsfläche verteilt ist – also im Zuwachsrhythmus des Hauptwaldes sich befindet – und wie verschiebt sich damit seine Leistung bezüglich der Anteile von gering- und hochwertigen Sortimenten ?

Diese Frage kann nur durch entsprechende Durchleuchtung ganzer Betriebe in Form periodisch wiederholter Vorrats- und Zuwachsinventuren beantwortet werden. Diese Forderung nach exakter Kontrolle hat die ANW von Anfang an nachdrücklich erhoben. Entsprechende Verfahren wurden überwiegend von Praktikern (BIOLLEY, Krutzsch, Loetsch, v.Arnswaldt) entwickelt und ständig verbessert.

Für den Landteil liegen schon die Ergebnisse dreier Inventuren (1950,1961, 1971) vor. Die Aussagekraft solcher Daten wird mit jeder weiteren Aufnahme zunehmen, gilt aber natürlich nur für den jeweiligen Betrieb. Deshalb ist eine größere Zahl solcher Untersuchungen erforderlich. In nach dem Plenterprinzip aufgebauten Wäldern besonders der Schweiz ist dazu viel Vorarbeit geleistet worden, auf die man aufbauen kann und muss. Anreiz dazu sollte vor allem die Tatsache sein, dass solche Betriebe „schwarze Zahlen“ aufweisen. Sie erhärten damit den Verdacht, dass die Misere der Altersklassenwirtschaft hausgemacht ist, weil Funktion und Potenzial des Vorrats als Produktionsapparat systematisch unterschätzt werden.

Es kommt hinzu, dass im Vergleich zur Masse die Qualität des Holzvorrats zu wenig Beachtung findet. Sie ist auf dem größten Teil unserer Waldfläche unbefriedigend. In allen Rotwildgebieten ist ein zu großer Teil der Bäume, nicht nur der Fichte, durch Schältschäden entwertet. Ältere Laubbaumbestände, besonders der Buche, weisen infolge früher geübter Niederdurchforstung zu hohe Anteile geringwertiger Bäume auf.

Die Qualität der für den Betriebserfolg entscheidenden Stammholzsortimente streut bei den Hauptbaumarten bekanntlich sehr unterschiedlich, am geringsten wohl bei Fichte und Tanne. Dagegen schwankt der Wert des Stammholzes von Kiefer, Buche, der Edellaubhölzer und besonders der Eiche je nach Qualität in weiten Grenzen.

Zusätzlich sind die Qualitätsansprüche den wechselnden Verhältnissen des Holzmarktes unterworfen mit der Folge, dass über längere Zeiträume die Kriterien für die Güteklassen A, B, C nicht absolut stabil gehandhabt werden. Dennoch erscheint es unerlässlich, bei den Vorratsinventuren wenigstens die A- und C-Qualitäten, die preislich nicht so stark schwanken, mengenmäßig zu erfassen. Wir brauchen die Kenntnis dieser Anteile sowohl für die erntereifen als auch die nachwachsenden Teile des Vorrates.

3. Schon längst sind viele Beispiele bekannt, besonders von Weißtannen aus Plenterwäldern, für den natürlichen Zuwachsrhythmus von Bäumen, die - in der Jugend lange unter Schirm- und Seitendruck erwachsen - einen anhaltenden Alterszuwachs aufweisen, der sich gänzlich unterscheidet vom sich mit zunehmendem Alter abflachenden Zuwachs der Bäume in gleichaltrigen Beständen.

Dieses Phänomen gilt nicht nur für die Tanne, sondern gleichermaßen für die Fichte und sogar für die Kiefer, wie J. Weck nachweisen konnte. Da auch für die Buche ähnliche Beobachtungen vorliegen, glaube ich, dass dieser Zuwachsrhythmus im ungleichaltrigen Gefüge für alle unsere Hauptbaumarten gilt. Man darf daher fragen,

warum Wissenschaft und auch die Praxis – besagtes Phänomen ignorierend - an einem unnatürlichen Waldaufbau und entsprechendem Wachstumsgang immer noch eisern festhalten?

Weil wir, wie dargelegt, Wert legen auf abgebremstes Jugendwachstum der Bäume, halten wir jede Art von Düngung, die nur dessen Forcierung bezweckt, für falsch. Im übrigen ist aber Walddüngung zulässig zur Heilung devastierter Waldböden und da, wo bestimmte Mineralstoffe von Haus aus im Boden fehlen. In jedem Fall sind dazu exakte Nährstoffanalysen erforderlich. Solche Düngungen empfehlen sich in älteren Beständen, weil hier die zugeführten Nährstoffe ohne Verluste durch Auswaschung am besten in den Nährstoffkreislauf gelangen.

Eine spezielle und allgemeinere Düngung mit Kalk kann in absehbarer Zeit nötig werden, um die enormen Mengen an schwefliger Säure und anderen sauren Immissionen, die auf die Waldböden gelangen, unschädlich zu machen.

4. Ich meine, dass man um der Klarheit willen unterscheiden muss: Forst oder Wald. Als „Forst“ wären demnach alle Gebilde zu bezeichnen, für die die Begriffe Plantage oder Holzackerbau zutreffen, und als „Forstwirtschaft“ diejenige, die diese Art der Holzerzeugung praktiziert.

Unter „Wald“ verstehe ich eine von Baumarten beherrschte Lebensgemeinschaft aus Pflanzen, Tieren und Bodenorganismen in standortabhängigen Mischungen und mehr oder weniger ungleichaltrigem Aufbau, und unter „Waldwirtschaft“ die Wirtschaftsweise, die sich an den Eigengesetzlichkeiten der Lebensgemeinschaft orientiert. Damit ist keine Nachahmung von „Urwald“ gemeint, sondern die sinnvolle Nutzung der von ihm zu gewinnenden Erkenntnisse und in ihm ablaufenden Prozesse für eine auch ökonomisch optimale Waldbehandlung. Die entscheidenden Unterschiede zwischen beiden Verfahren, Holz zu erzeugen, sind klar und oft genug dargestellt worden.

Wenn ich also „Waldwirtschaft“ vertrete, so muss ich sagen, wie ich mir deren Ergebnis vorstelle. Der von H. Krutzsch formulierten Definition für „Naturgemäßen Wirtschaftswald“ - „ein stamm-, trupp-, gruppen- und horstweise ungleichaltrig aufgebaute, gemischter Wald aus standortgemäßen Baumarten und -rassen, dessen Vorrat sich in qualitativ bester Verfassung und auf optimaler Höhe befindet“ - stimme ich und mit mir die ANW in vollem Umfang zu.

Ein solcher Wald hat je nach Standort und den entsprechenden Baumarten verschiedene „Gesichter“. Allgemein gesagt wird mit abnehmender Standortskraft sich die Aufbauform von der stammweisen über die trupp- und gruppenweise zur horstweisen Ungleichaltrigkeit verändern. Es ist leicht zu beobachten, dass selbst bei kleinflächiger Ungleichaltrigkeit, wie sie auf ärmeren Standorten sich zwangsläufig ergibt, in Form eines zeitweiligen Seitenschattens noch ein – zwar gemilderter - „Halbschatteneffekt“ wirksam ist.

Die Nutzungsgrundsätze

1. Die im Altersklassenwald übliche Trennung von Vor- und Endnutzung ist im ungleichaltrigen Wald sinnlos. Sie ist auch im schlagweisen Wald mehr bürokratisch als sachlich begründet. Aber sie wirkt hier als die Bremse gegen eine konsequent vorratspflegliche Nutzung über die gesamte Betriebsfläche. Keines der entwickelten Durchforstungsverfahren gestattet wesentliche Unterbrechungen des Kronenschlusses. Folglich müssen viele Individuen mit geringwertigem Zuwachs, zumal wenn sie geklumpt stehen, bis zur „Endnutzung“ mitgeschleppt werden.

Allgemein hält die Forstwirtschaft weiter an der Trennung von Vor- und Endnutzung fest, wohl aus der Sorge heraus, dass damit die schöne räumliche Ordnung verloren gehen könne. An dieser Stelle liegt sicher eine weitere wesentliche Ursache für den noch immer heftigen Widerstand gegen die Ziele der ANW. In Bayern z.B. wurde noch 1966 den Leitern der staatlichen Forstämter untersagt, ohne ausdrückliche Genehmigung „naturgemäß“ zu arbeiten. Nach den Gründen dafür befragt, erklärte man bei einer unserer Tagungen, dass der durchschnittliche Ausbildungsstand der Mitarbeiter für eine so schwierige Wirtschaftsweise nicht ausreiche. Auf meine verwunderte Nachfrage, wie denn diese Aussage dazu passe, dass man unser Vorratspflegeprinzip doch gern als „primitive Krüppeljagd“ bezeichne, erhielt ich keine Antwort.

2. Das Nutzungsprinzip im ungleichaltrigen Wald ist die konsequente Vorratspflege über die gesamte Betriebsfläche. Dieser prinzipielle Verzicht auf flächige Nutzungs- und kurzfristige Naturverjüngungsverfahren führt zu verschiedenen Formen eines ungleichaltrigen Aufbaus. Anders als im Alterklassenwald mit der zeitlichen Abfolge von Verjüngung (künstlich oder natürlich) – Kulturpflege – Läuterung – Durchforstung – erneute Verjüngung ist hier jede Nutzung zugleich Pflege, Schutz und Sicherung des Vorrates in allen seinen Alters- und Entwicklungsstufen. Zur Verdeutlichung des Begriffs „Vorratspflege“ formulierte H. Krutzsch den - oft unsachlich als Krüppeljagd (s.o.) interpretierten - Satz: „Das Schlechte fällt zuerst, das Bessere bleibt erhalten“. Dies ist keineswegs allein holzwerttechnisch zu verstehen, sondern schließt Förderung der „Besten“ durch Entnahme auch von „Guten“ ebenso ein wie Aspekte der Betriebssicherheit, Mischung, Seltenheit u.a.m..

Meine folgenden Merksätze für das Auszeichnen der Holzernte sowohl im bereits ungleichaltrigen Wald als auch bei der Überführung gleichaltriger in ungleichaltrige Wälder mögen das verdeutlichen:

Bedenke stets, dass

- die Qualität des Vorrates die des Zuwachses bestimmt, dass daher die Nutzung vornehmlich geringwertiger Individuen automatisch den Wert des Zuwachses erhöht und dieser die eigentliche Leistung des Waldes ist.
- jede Nutzung ein Eingriff in eine Lebensgemeinschaft ist, die auf Falsches mit Sicherheit irgendwann negativ reagiert.
- du es mit einer in Qualität und Leistung höchst unterschiedlichen Gesellschaft von Bäumen zu tun hast, weshalb Dein Blick besonders auf den Einzelbaum und weniger auf den ganzen Bestand zu richten ist.
- jede Entnahme die lokalen Verhältnisse Licht, Wärme, Wind, Bodenfeuchtigkeit verändert. Entnimm also nur so viel, dass das Objekt sich bis zur nächsten Ernte (3-5 Jahre) ohne Schockwirkung entwickeln kann.
- in Überführung befindlichen großen, potenziell labilen Nadelbaumbeständen ganz besonders auf die Wahrung der Betriebssicherheit zu achten ist; gehe also langsam und vorsichtig zu Werke.
- in solchen labilen Bestockungen sehr wohl auch stabile Elemente vorhanden sind. Das sind bei der Fichte Einzelbäume mit einer besonders starken Stützwurzel auf der Leeseite der Hauptwindrichtung sowie eng benachbarte Trupps von zwei oder mehr Bäumen mit einem gemeinsamen großen Wurzelteller, die deshalb kaum zusammen geworfen werden. Solche Gruppen aufzulösen, ist falsch, weil destabilisierend und möglicherweise sogar zuwachsmindernd !

Achte darauf, dass

- es wichtig ist, in älteren Beständen und über Verjüngung zu prüfen, ob ein Baum in die wünschenswerte Richtung gefällt werden kann, und gib die Fällrichtung vor, um Fäll- und Bringungsschäden zu minimieren.
- in älteren Beständen der Bodenzustand jederzeit „fängisch“ bleibt für das Ankommen von Verjüngung. Diese „Bodengare“ ist gleichzeitig Voraussetzung für einen nachhaltigen Nährstoffkreislauf.

Und frage dich dreimal, bevor du den Reißhaken ansetzt,

- ob du einen Baum mit hohem wertvollen Zuwachs opferst,
- ob der Baum noch wichtig für die Betriebssicherheit ist,
- ob seine Entnahme das lokale Waldklima verschlechtert oder die gedeihliche Entwicklung des Nachwuchses stört.

Schließlich :

- Zeichne möglichst nicht länger als 2-3 Stunden am selben Objekt aus, weil danach leicht Konzentration und Konsequenz verloren gehen. Gönn dir eine Pause und besinne dich, wie das Waldbild vor 5 oder 10 Jahren aussah und überlege, wie es sich weiter entwickeln soll.
- Wenn du – auf überschaubarer Fläche - so arbeitest, kannst du Jahr für Jahr Erfolg (oder Misserfolg) deines Tuns beobachten, dich notfalls korrigieren und wertvolle Erfahrung sammeln. Dabei wird dir Vieles aus dem geheimnisvollen Geschehen im Walde offenbar und zum Rüstzeug deiner weiteren Arbeit werden.
- Richtiges Auszeichnen ist keine „schwarze Kunst“; jeder kann es lernen, der nicht ganz natur- und waldfremd geworden ist. Aber er muss bereit sein hinzuzulernen und sich bemühen, „die Sprache der Natur“ zu verstehen. Dann wird ihm Freude und hohe Befriedigung am Beruf von selbst zuteil werden. –

Waldbauliche Arbeit und Forstorganisation

„Das Auge des Herrn düngt den Boden“. Diese landwirtschaftliche Spruchweisheit gilt entsprechend abgewandelt sicher auch für die Tätigkeit der Forstleute im Wald. Oder muss man bereits sagen: sie galt einmal?

Das Nachdenken darüber führt zu einer Erörterung der erheblichen Vergrößerungen der Forstbetriebe der letzten Jahre, die mit der Notwendigkeit von Rationalisierungen begründet werden. Abgesehen von manchen damit verbundenen fragwürdigen Nebeneffekten (häufige Personalwechsel, Funktionalisierung, Delegation von Försteraufgaben auf den Forstwirtschaftsmeister), sehe ich vor allem darin eine Fehlentwicklung, dass zwangsläufig die wichtige waldbauliche Außenarbeit des Forstamtsleiters zu kurz kommt, der doch für alles, was im Walde geschieht, die volle Verantwortung trägt.

Wenn man eine umfassende und konsequente „Waldpflege“ will, die auf optimalen Wirtschaftserfolg zielt, so gehört unabdingbar dazu, dass auf der gesamten Betriebsfläche waldbaulich gearbeitet wird, dass der Waldbau Herzstück aller forstlichen Arbeit ist und bleibt. Dazu ist nötig, dass die jeweilige Betriebsgröße der physischen und psychischen Leistungskraft der für sie Verantwortlichen entspricht und sie nicht durch andere nicht-waldbauliche Aufgaben und Zwänge überfordert werden. Die waldbauliche Arbeit muss die Priorität behalten, weil nur sie die Produktion steuert. Alles andere ist dagegen zweitrangig. Diese Maxime erscheint allerdings nicht länger Allgemeingut zu sein, wenn z.B. ein Inspektionsbeamter die Findung des gerechten Lohnes für den Waldarbeiter zur wichtigsten Aufgabe des Forstmannes erklärt.

Ich kenne natürlich die missliche betriebswirtschaftliche Lage der Forstwirtschaft, ihre Abhängigkeit vom internationalen Holzmarkt und die daraus resultierenden Zwänge zur Verbesserung des Betriebsergebnisses. Ich halte es aber für einen „Holzweg“, dazu vorzugsweise Personalabbau und technische Rationalisierung (z.B. bei der Holzernte) zu benutzen. Auch erschöpfende Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Naturkräfte ist Rationalisierung – und das wirkungsvoller –, wie vielfach erwiesen wurde.

Bestes Vorbild dafür sind die Verhältnisse in der Schweiz, wo man im Betrieb nur den akademischen Oberförster und den aus dem Waldarbeiterstand hervorgehenden Förster kennt und damit hohe Erträge erwirtschaftet. Warum findet ein solches Beispiel einfachster Organisation aus nächster Nachbarschaft keine Beachtung?

Zur Technik im Walde

Der technische Fortschritt hat nun auch in das Phänomen Wald, die komplizierteste und empfindlichste Vegetationsform der Erde, Eingang gefunden. Man muss befürchten, dass dies nicht ohne Folgen bleibt. Das gilt noch nicht so sehr für einfache technische Hilfen wie Motorsäge und waldschonende Rückegeräte. Wenn aber immer größere Maschinen und ganze Maschinenaggregate auf den Wald losgelassen werden, sind Waldbesitzer, Forstleute und Waldfreunde dazu aufgerufen, deren Einsatz auf die Aufarbeitung großer Holzmassen auf Katastrophenflächen zu beschränken und ansonsten aus dem normalen Forstbetrieb herauszulassen.

Mit meinen Vorbehalten stehe ich offenbar nicht allein, wie Zitate über die 6. KWF-Tagung in Braunschweig in der AFZ belegen: „Der Versuch einer Rationalisierung der eigentlichen Durchforstung war wenig überzeugend, weil der Waldbau als unverzichtbarer Partner fehlte“ (P. Abetz, Nr. 33/34/1975). Und weiter: „... aber offensichtlich ist beim höheren Forstdienst 1975 Waldbau nicht mehr ‚in‘, der Waldbau ist nicht mehr gefragt. Das war einmal“ (Dr. Genssler, Nr. 42/1975). Warum fehlte „der Waldbau“, frage ich mich. Waren Waldbauprofessoren, -referenten und -dezernenten in Braunschweig nicht präsent oder haben sie alle geschwiegen? Die dazu entwickelten „Entscheidungshilfen“ sind doch wieder Schemata, zumal sie sich ausschließlich mit jüngeren, stammzahlreichen, reinen Fichtenbeständen befassen. Und die „Reihendurchforstung“ ist doch allenfalls primitive Stammzahlverminderung, die auch noch beste Zuwachsträger opfert.

Für alle gemischten Bestockungen und alle Laubbaumbestände, in denen es in erster Linie auf Wertpflege ankommt, sind mechanistische Entscheidungshilfen ohnehin fehl am Platze. Hier genügt auch nicht eine Durchforstung im Jahrzehnt, und erst recht nicht kann die Pflege nach der halben Umtriebszeit beendet sein.

Aus- und Fortbildung der Forstleute

Seit über 25 Jahren setzt sich die ANW nun schon mit Wort und Tat und vielen überzeugenden Beispielen für eine Abkehr vom Alterklassenwald ein. Was junge Forstleute von den Hoch- und Fachschulen mitbringen, ist noch immer aber meist ein Sturmgepäck von einseitigen Vorstellungen und fertigen Rezepten. Das habe ich bei über 400 reisenden Referendaren und in den 15 Jahren als Prüfer bei den Laufbahnprüfungen für den gehobenen Forstdienst immer wieder feststellen müssen. Die jungen Leute wussten in der Regel zu viel von Unwichtigem und zu wenig vom Wichtigem. Vor allem fehlte die Fähigkeit, das Geschehen im Walde unvoreingenommen zu sehen, selbst zu beobachten und daraus selbständig richtige Schlüsse zu ziehen.

Der Grund dafür liegt wohl in einer zu wenig praktisch waldbaulich und zu stark theoretisch technisch orientierten Aus- und Fortbildung. Die Grundlagen der biologisch-ökologischen Produktion und das Ziel, die organische Leistung des Waldes zu verbessern, die doch eigentlich das Primat aller Ausbildung sein müssten, kommen dabei eindeutig zu kurz. Dies wiederum resultiert aus dem Festhalten am Alterklassenwald und seinem Denken in Fläche und Beständen und der Unterstellung, dass mit den Ertragstafeln alle Probleme der Produktion gelöst seien. Jüngst wurde gar die Ordnung für die Diplomprüfung einer forstlichen Fakultät dahin geändert, dass die Leistungen im Fach Waldbau mit einigen anderen Fächern gemittelt werden, man also durchaus mit einem „ungenügend“ in Waldbau das Diplom erlangen kann. Mir ist unbegreifbar, dass das Herzstück der praktischen Wirtschaft, welches Masse und Wert der Leistung eines Waldes oder Betriebes bestimmt, derart nebensächlich bewertet wird.

Als Praktiker mit nur geringem Einfluss auf die Ausbildung an den Hoch- und Fachschulen blieb mir und den Freunden der ANW nur übrig, den forstlichen Nachwuchs zu unseren Tagungen einzuladen und durch Vorträge und Veröffentlichungen auf unsere abweichenden Auffassungen aufmerksam zu machen. Und als Wirtschaftler hatten wir dauernd und reichlich Gelegenheit, unsere Mitarbeiter mit unseren Vorstellungen vertraut zu machen und sie nach und nach zu überzeugen, - was ich persönlich an vielen Angehörigen beider Laufbahnen beweisen konnte.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, dass von den Betrieben unserer Mitglieder, die unbestritten sehr beachtliche naturale (Aufbau stufiger Mischwälder, Naturverjüngung, höhere Starkholzanteile) und betriebswirtschaftliche Erfolge (geringe Kultur-, Kulturpflege und Forstschutzkosten) aufzuweisen haben, relativ wenig Impulse auf benachbarte Betriebe (oder andere Einheiten des gleichen Eigentümers) ausgegangen sind. Weil nicht sein kann, was nicht sein darf ?

Wald und Wild

Hierzu kann es notwendigerweise nur e i n e Entscheidung geben: Wald v o r Wild ! Wenn die Waldwirtschaft, die den einzigen nachwachsenden und so vielseitig verwertbaren Rohstoff Holz erzeugt, diese Aufgabe optimal erfüllen soll, so dürfen nicht wesentliche Teile des gelieferten Holzes durch Wildschäden mehr oder weniger entwertet werden. Weitaus bedenklicher sind die von den generell viel zu hohen Wildbeständen – zumal bei noch ständig sich ausdehnenden Verbreitungsgebieten besonders von Rot- und Damwild - verursachten offenen und verdeckten Schäden. Übermäßiger Verbiss führt mindestens zu Entmischung, wenn nicht totalem Verlust natürlicher Verjüngungen, erschwert und verteuert die Kulturen (Einzel- und Zaunschutz) und trägt damit entscheidend dazu bei, dass anstelle standortgerechter Mischbestände für eine weitere Waldgeneration wieder risikoreiche Reinbestände von Nadelbäumen heranwachsen oder auch Buchenreinbestände, die das jeweilige Wertschöpfungspotenzial der betreffenden Standorte mangels entsprechender Mischbaumarten nicht ausnutzen können.

Kurz: Die mangelhafte Umsetzung der jagdgesetzlichen Vorgaben, wonach die Wildbestände den vorrangigen Schutzbedürfnissen der Bodenwirtschaft anzupassen sind, ist ein Skandal !

Aufgabe und Verantwortung des Forstmannes

Über die Richtigkeit der Übersetzung des Wörtchens „untertan“ im biblischen Auftrag Gottes an den Menschen: „Mach dir die Erde untertan“ ist viel gedacht und geschrieben worden. Nach meinem Verständnis müsste es besser „dienstbar“ lauten. Der Mensch hat sich aber die Erde weithin wirklich untertan gemacht und dabei die entscheidende Grenze zwischen zulässiger Dienstbarmachung einerseits und Vergewaltigung und gedankenloser Ausbeutung andererseits oft maßlos missachtet und überschritten.

Die weltweiten großflächigen erschreckenden Verwüstungen einst fruchtbarer Landschaften gehen zum größten Teil zurück auf die Vernichtung der Wälder. Wald war das vor Erosion durch Wind und Wasser bewahrende Schutzkleid der Erde. Nicht immer wird sich der Mensch in der Vergangenheit dessen bewusst gewesen sein, was er mit fortwährender Übernutzung der Wälder anrichtete. Leider ging und geht auch in unserem aufgeklärten Jahrhundert – nun aber wider besseren Wissens - die Waldvernichtung weiter, besonders in den tropischen und subtropischen Gebieten, wenn auch nicht – hoffentlich ! – unter unmittelbarer Verantwortung der Forstleute. Diese sollten sich jedoch, zusammen mit allen anderen Einsichtigen, dafür verantwortlich fühlen, dass diesen Zerstörungen Einhalt geboten wird. Wie schwer das sein wird, ist mir angesichts des rasanten Bevölkerungszuwachses gerade in den am meisten gefährdeten Gebieten allerdings klar.

Der großartige, vor rund 200 Jahren in der Waldwirtschaft geprägte Begriff der Nachhaltigkeit war sinnvoll nicht nur für das nachwachsende Naturprodukt Holz, sondern zugleich auch für die das Holz (und andere Leistungen !) hervorbringende Lebensgemeinschaft Wald. Wie gut wäre es gewesen, wenn man nachhaltigen Umgang – entsprechend variiert – auch für andere, sich allmählich erschöpfende Naturgüter und Bodenschätze gepflegt hätte.

Trotz ihrer Verdienste um den Wiederaufbau der ausgangs des Mittelalters weithin herabgewirtschafteten Wälder darf man der klassischen Forstwirtschaft vorwerfen, durch fortgesetzte Bevorzugung gleichaltriger Nadelbaumreinbestände und Abbau von noch vorhandenen naturnäheren Laubwäldern viele Katastrophen selbst herauf beschworen und auf die entsprechenden, schon seit 100 Jahren ausgesprochenen Warnungen bis in die heutige Zeit kaum reagiert zu haben.

So stehen wir heute vor einer großen Wiedergutmachungspflicht und der Aufgabe, wieder stabile naturnahe Wälder aufzubauen. Der Weg dazu ist gewiesen, besonders auch durch das Studium der Reste von Naturwäldern; er kann nur mit walddemokratischen Mitteln unter steter Rücksicht auf die Eigengesetzlichkeit der Lebensgemeinschaft Wald gegangen werden.

Die Forstleute dürfen sich dabei im Bunde wissen mit all denen, die in naturnahen Wäldern das letzte Stück noch einigermaßen unverfälschter Natur in der Kulturlandschaft unserer Zeit sehen, im Bunde auch mit den Menschen aus den Städten, die im Walde reine Luft, Ruhe und Entspannung von der Hektik des Arbeitslebens suchen. Auch die Ärzte stehen auf unserer Seite. Und wer Sinn für Schönheit hat, wird dem naturnahen Mischwald mehr abgewinnen als eintönigen Kunstforsten.

Vor dem atemberaubenden Sieg der Technik in der Industriegesellschaft hatte es der Mensch für die Sicherung seines Daseins nur mit der Natur zu tun und seinen Mitmenschen. Die Natur sah er dabei mal freundlich mit ihrer Vielzahl von Angeboten für Nahrung, Bekleidung und Behausung, mal aber auch feindlich mit ihren nicht vorhersehbaren Gewalten.

Nun ist mit dem vielgepriesenen „Fortschritt“ zur göttlichen Schöpfung Natur eine ganz neue, vom Menschen selbst geschaffene Macht hinzugekommen: die Technik. Sie ist in alle Lebensbereiche eingedrungen und beherrscht und bedroht die Menschheit in vielfältiger Weise. So ist bereits die Rede von „katastrophischen Aussichten des Fortschritts“. Dieser Fortschritt – „fort“ von was ? und „fort“ wohin ? – ist in erschreckendem Umfange dabei, unsere Lebensgrundlagen zu zerstören; wie, das muss heute nicht mehr im Einzelnen gesagt werden.

Zu diesem „Fortschritt“ gehören auch das Wurzelloswerden des Menschen, das Schwinden religiöser Bindungen und jeglicher Autorität, das Abgleiten in öden Materialismus und in mangelnde Ehrfurcht vor dem Lebendigen. Dennoch verspricht man sich vom Fortschritt bessere Lebensumstände und höhere „Lebensqualität“. Diese wird sich aus nur allgemeinem materiellem Wohlstand aber kaum ergeben, wenn nicht gleichzeitig die unabdingbare Voraussetzung für eine angemessene „Umweltqualität“ geschaffen wird, nämlich ausreichende Anteile gesunder stabiler Wälder an der Landschaft.

Wiewohl einziges vernunftbegabtes Lebewesen, muss der Mensch anerkennen, dass er doch der Natur verhaftet bleibt, und bereit sein, auch von ihr zu lernen, um sie sich nachhaltig dienstbar machen zu können. Forstleute können in naturnahen Wäldern sehen und lernen, was eine stabile gesunde Lebensgemeinschaft ist, dass es in ihr keine Gleichheit aller gibt, sondern eine natürliche Hierarchie, starke und schwache Glieder, überlebenswichtige Unterordnung, aber auch Schutz und Hilfe durch die Starken, - kurzum ein wohlgefügtes Gleichgewicht, in dem man auch Parallelen für eine menschliche Gesellschaft erblicken kann.

Schlusswort

Ich stimme zwei bekannten Aussagen namhafter Fachvertreter uneingeschränkt zu. „Naturnaher Waldbau ist eine Kulturaufgabe“ (J. N. Köstler) und „Der Beruf des Forstmannes ist halb Wissenschaft, halb Kunst...“ (H. COTTA). Wälder naturnah und nachhaltig und erfolgreich zu bewirtschaften, setzt damit voraus, ihnen als etwas Lebendigem mit Respekt zu begegnen und sie nicht nur mit Verstand und bestem Wissen, sondern auch mit einer gleichrangigen Portion Intuition zu behandeln.

Schriftenverzeichnis von Dr. Willy Wobst

- | | |
|---|---|
| 1. Tharandter Forstreise (mit G. Gärtner) | Dt. Forstwirt 53/55 / 1928 |
| 2. Über Anlage und Durchführung forstlicher Standortuntersuchungen im Rahmen der Forsteinrichtung | Thar. Forstl. Jahrbuch 6/7 / 1934 |
| 3. Humusaufgabe und Bodendurchwurzelung im Eibenstocker Granitgebiet (mit G. Krauß u. G. Gärtner) | Thar. Forstl. Jahrbuch 6/7 / 1934 |
| 4. Über die standörtlichen Ursachen der waldbaulichen Schwierigkeiten im vogtländischen Schiefergebiet (mit G. Krauß) | Thar. Forstl. Jahrbuch 4/5 / 1935 |
| 5. Die forstlichen Verhältnisse des Kartenblattes Klingenthal-Zwota | Erläuterungen zur geolog. Spezialkarte von Sachsen /Leipzig, 1935 |
| 6. Standörtliche Gliederung des sächsischen Elbsandsteingebietes (mit K. Müller, G. Krauß, F. Härtel) | Thar. Forstl. Jahrbuch 10 / 1936 |
| 7. Probleme der Zuwachs- und Ertragslehre | Dt. Forstwirt 27/28 / 1943 |
| 8. Waldbau – ein geistloses Handwerk ? | Allgem.Forstzeitschrift (AFZ) 17/ 1948 |
| 9. Die Krisis im Waldbau | AFZ 12 / 1949 |
| 10. Forstwirtschaft und Jagdbetrieb | Die Pirsch 12 / 1949 |
| 11. Zur Diskussion um die vorratspflegliche Waldnutzung | Forstwirtschaft-Holzwirtschaft 3 / 1950 |
| 12. Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft (ANW) | Forst- und Holzwirt (FoHo) / 1950 |
| 13. Wald- und Waldwirtschaft im Kreise Gandersheim | Gandersheimer Schaufenster 1950 |
| 14. Dürreschäden an Buche | AFZ 12 / 1950 |
| 15. Waldwirtschaft und Landeskultur | AFZ 17 / 1950 |
| 16. Schwäbisch-Hall 1950 | AFZ 26 / 27 / 1950 |
| 17. Bericht über die Tagung der ANW in Seesen (mit K. Pfeilsticker) | Holzzentralblatt 132 / 1950 |
| 18. Über naturgemäße Waldwirtschaft | FoHo 8 / 1951 |
| 19. Bericht über die Miltenberger Tagung der ANW | FoHo 22 / 1951 |
| 20. Das Plenterprinzip mit Vorratskontrolle | AFZ / 1952 |
| 21. Naturgemäße Waldwirtschaft | Hannoversche Land- und Forstwirtschaftliche Zeitung 8 / 1952 |
| 22. Nachdenkliches über Holzbedarf und Holzverbrauch | AFZ 5 / 1952 |
| 23. Die ANW in Holstein und Dänemark | AFZ 45 / 1952 |

- | | |
|---|--|
| 24. Nachruf für Hermann Krutzsch | AFZ 14 / 1952 |
| 25. Beispiele naturgemäßer Waldwirtschaft in Baden-Württemberg | AFZ 45 / 1953 |
| 26. Buchbesprechung von „Waldaufbau“ (H. Krutzsch) | AFZ 53 / 1953 |
| 27. Beobachtungen an geschädigten Bäumen | AFZ 25/26 / 1954 |
| 28. Zur Klarstellung über die Grundsätze naturgemäßer Waldwirtschaft | FoHo 13 / 1954 |
| 29. Naturgemäße Waldwirtschaft (Vortrag Deutscher Forstverein, München 1954) | DFV – Bericht 1954 |
| 30. Schlußwort der Aussprache über naturgemäße Waldwirtschaft | FoHo 6 / 1955 |
| 31. Gründe und Wege für Überführung gleichaltriger Bestockungen in naturnahe Aufbauformen (Vortrag Forstverein Rheinland-Pfalz, Trier 1955) | Die Grüne Farbe 2 / 1956 |
| 32. In Memoriam Kreisoberförster Walter Ammon, Thun / CH | AFZ 11 / 1956 |
| 33. Oberforstmeister Roosen / Fürstenberg zum 70. Geburtstag | AFZ 49 / 1956 |
| 34. Natürliches und ökonomisches Prinzip | FoHo 4 / 1957 |
| 35. Bericht über die ANW-Tagung in Lüneburg | 1957 |
| 36. Waldbau als landschaftspflegerisches Problem | Sonderheft 5. Wissensch. Arbeitstagung d. Bundes d. Dipl.-Gärtner Febr. 1958 |
| 37. Die Wiederaufforstung im Harz 1945 - 1956 | AFZ 35 / 1958 |
| 38. Führer zur Exkursion des Deutschen Forstvereins im Forstamt Stauffenburg am 04. 09. 1958 | - - - |
| 39. Naturgemäße Waldwirtschaft, Aufgabe und Verfahren | Natur und Landschaft 2 / 1959 |
| 40. Die formenden Kräfte des Halbschattens – Bildbericht | AFZ 21 / 1960 |
| 41. Buchbesprechung von „Der Oberlausitzer Wald, seine Geschichte und seine Struktur bis 1945 (A. Frhr. von Vietinghoff-Riesch) | AFZ 48 / 1961 |
| 42. Der Wald in der Kulturlandschaft | in : Beiträge zur Landespflege, Verlag Ulmer, Stuttgart, 1962 |
| 43. Vom Wesen und Wert des Waldes | Unser Harz 8 / 1961 |
| 44. Naturverjüngung und ihre Ergänzung zu Standortgemäßen Mischungen | Forst und Holz 5 / 1962 |
| 45. Naturgemäße Waldwirtschaft im FoA Stauffenburg | AFZ 47 / 1962 |
| 46. 20 Jahre Forstwirtschaft in den beiden Seesener Forstämtern | Seesener Beobachter 30. 01. 1965 |
| 47. Nachruf für Professor DR. J. Weck | AFZ 14 / 1965 |

- | | |
|--|---|
| 48. Nachruf für Hofrat J. Pockberger | AFZ 15 / 1965 |
| 49. Würdigung zum 70. Geburtstag von E. Brückner | AFZ 24 / 1966 |
| 50. Naturgemäße Waldwirtschaft und Lebensschutz | Das Leben 11 / 1966 |
| 51. Um die Erhaltung der Buche im Harz und im deutschen Walde überhaupt | Unser Harz 10 / 1967 |
| 52. Waldbau – auch künftig forstliches Herzstück | AFZ 36/37 / 1968 |
| 53. Naturgemäße Waldwirtschaft | Mitt. d. Landesstelle f. Naturschutz u. Landschaftspflege in NRW 2 / 1969 |
| 54. Über das biologisch-ökologische Beobachten im Walde und Schlußfolgerungen | Vortrag Referendarlehrgang in Springe, Dez. 1969 (unveröffentlicht) |
| 55. Irrwege bedenkenloser Mechanisierung (mit G. Hochtanner und H. Mayer) | AFZ 27 / 1969 |
| 56. Gefährdete Fichtenreinbestände oder sicherer Mischwald ? | Forst und Holz 10 / 1970 |
| 57. Die formenden Kräfte des Halbschattens | AFZ 21 / 1970 |
| 58. Nachwort zum Sonderheft der AFZ | AFZ 21 / 1970 |
| 59. Entrümpelungshiebe | Holzzentralblatt 34 / 1971 |
| 60. Ertragssteigerung durch dynamischen Waldaufbau ? | Holzzentralblatt 118 / 1971 |
| 61. 1000 Jahre Beziehungen zwischen der Seesener Bürgerschaft und dem Harzwald | Festschrift zur 1000-Jahr-Feier der Stadt Seesen 1974 |
| 62. 25 Jahre ANW | AFZ 17 / 1975 |
| 63. Ergebnisse aus drei Holzvorratsinventuren im „Landteil“ des niedersächs. Forstamts Stauffenburg (mit H. Wobst) | AFZ 17 / 1975 |
| 64. Über das Auszeichnen der Holzernte | Forst und Holz 9 / 1975 |
| 65. Vorbildliche Naturwälder im Schweizer Jura | Allgem. Forstzeitg. / Wien 7 / 1975 |
| 66. Des Herrgotts Waldpredigt | Unser Harz 9 / 1976 |
| 67. Hans-Jürgen v. Arnswaldt 80 Jahre | Forst und Holz 9 / 1977 |
| 68. Ein Leben für den Wald und die Arbeitsgemeinschaft Naturgemäße Waldwirtschaft in bewegten Zeiten (überarbeitet und gekürzt von H. Wobst) | 1975, zunächst unveröffentlicht, 2021 aufgenommen in die website der ANW |